Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 44 Marburg i. H., den 1. November 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Dank. Schluß — „Rechtgläubig." Schluß — Zur rechten Schätzung Theodor Fliedners — Friedrich Nietzsche † — Mehr Dürer — Selbstanzeigen: Praktisches Christentum (Pfennigsdorf) — Verschiedenes: Missionslitteratur (Maus, Kranz, Harnack, Grimm, Stoecker, Coerper); Die Alkoholnot (Fritzsch, Ubbelohde, Kommerell, Matthaei); Wohnungsnot (Kamp, Kurella, Tiede); Neue Schriften des Evangelischen Bundes; Kleine Mitteilungen — An unsre Buchhandel-Abonnenten — Anzeigen

Dank

3

Wo nun zwei Seelen einander sich ganz erschließen, da erkennt eine jede in der andern ihr eigen Wesen, erkennt Seelenleben, steht vor Gott, dem Ursprung des Lebens. Sich selbst dankt sie ihm, das, was sie heiligt, sie befreit und sie sich selber giebt, indem sie für jene dankt, für ihr Dasein und Lieben. Beide eine Gabe von oben. Des Menschen Wesen tritt aus dem Innersten klar hervor. Der höchste Ausdruck, der liebste Name, den die Liebe dem Geliebten giebt, ist: mein Gottesbild! Hier fand sie — und das ist ihre Liebe — im Andern das, wozu Gott den Menschen schuf, in dem Individuellsten das Allgemeinste. Denn Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Hier ward er ihr ein Heiligtum. Heiligtum ist das Kennzeichen der Liebe. Heiligtum ist das Wesen des Menschen. Drum wird uns stets in dem Einen nicht nur dieser Eine, sondern alles, was Mensch heißt, lieber und heiliger. Und hier in der Folge wie dort in der Ursache zeigt es sich, daß Menschenleben Gemeinschaftsleben, Menschheitsleben ist. Das, was der Mensch ist, ist er durch Gemeinschaft, nicht durch sich allein. Er empfängt es nur aus dem Ganzen als Gabe, und zwar, indem er sich selbst wieder ihm ganz als Gabe hingiebt. So findet er sein Selbst. Er kann sich selbst mit aller Kunst und Mühe das nicht abringen, was ihm die Liebe mühelos erschließt. Er bleibt unentwickelt ohne sie. In der Gemeinschaft aber waltet über Allen ein Gemeinsames, Höheres, das unerschöpflich ist und ewige Entwicklung verheißt und durch solche Verheißung die Seele ihrer Schranken entbindet. Nun erst weiß ich, was Schuld ist, da ich dieses Lebens Heiligkeit ganz fühle. Solch Gottesbild zu trüben, an ihm Etwas zu versehen, es wäre zu furchtbar, es wäre Selbstvernichtung. Ja, Alles, was ich an mir selbst versehen, ehe ich dies Gottesbild kannte, Alles, was ich längst glaubte vergessen zu haben, was mich früher nicht gedrückt, was längst vorbei, längst vergeben ist, jetzt erst fällts mir aufs Herz und wird zur Schuld. Ich soll es verantworten vor diesem Bild. Nun erst weiß ich, was Vergebung ist. Ueber alle Schuld ragt die Liebe, will Alles auf sich nehmen, was der Andere gethan, sieht es nicht, deckt es zu, leidet, fühlt und trägt an des Andern Statt, möchte es gern, auch wo Nichts zu tragen ist, und ist erst recht Gottes Bild, das Macht hat zu vergeben, weil es zugleich in Gottes Macht die Schuld verschärft. Da lösen sich alle Härten, Versteinerungen und Verirrungen der Seele, fließen bekennend und beichtend dahin, selig in bittrer Reue, demütig vor göttlicher Gewalt.

Aber wußte ich nicht das Alles auch früher schon? Sinds nicht meine eignen Gedanken vom Gottesbild, von Gemeinschaft, von Schuld, Vergebung, Demut und Stolz, die mir hier im neuen Lande begegnen? Ja, früher warens meine Gedanken, tastende, blinde, vernünftig zurechtgelegt von eigner Vernunft und Kraft; jetzt begegnen sie mir so gerade schreitend mit offenen Augen, als wären sie nicht meine Gedanken, die ich nur gedacht. Aber eben damals waren sie noch nicht mein eigen, noch nicht erlebt, nicht innere That. Erst das ist eigne Ueberzeugung, innerstes Eigentum, was von uns selber unabhängig ist, was über uns kommt mit Gewalt, uns zwingt, weil es uns überzeugt und nicht aus eignem Vornehmen und klugen Erwägungen stammt. Nur der Glaube ist wirklich Glaube und gerade der ist eigner Glaube, den man sich nicht vornimmt zu glauben, sondern als Gabe empfängt. Der Glaube, der nicht von mir verteidigt und geschützt zu werden braucht, sondern mich selber schützt und stark macht, weil er mein Herr ist, mein Schöpfer. Nicht der, den ich trage, sondern der mich trägt und so viel größer ist als ich, daß ich nie wagen dürfte, ihn zu glauben, zwänge er mich nicht selbst dazu. Nur der ist mein eigner, wirklicher Glaube. Und eben nur das ist göttlich, was in sich selber solche Kraft der Ueberzeugung, in sich selber solchen Wert hat, was nicht Menschenwerk und doch des Menschen Eigenstes, seine innerste That ist. Nur das ist göttlich, was um seiner selbst willen göttlich ist und nicht, weil es von Gott stammt. „Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten? Der Herr Herr redet, wer sollte nicht weissagen?" Was mit allmächtiger Kraft die Herzen zwingt, die Gewissen zerschlägt, das schöpferische Wort, ist Gottes Wort. An seiner Stimme erkennt man den Löwen, an seiner Kraft das Gotteswort. Das sind traurige Bilder, die eine Unterschrift erst erklären muß: „ein Haus", „ein Esel". So thuts bei göttlichen Dingen Gottes Name nicht. Sie bleiben, was sie sind, von wem sie auch kommen, wie des Dichters Werk bleibt, was es ist, auch wo Niemand den Dichter bei Namen kennt. Daran erkennt man, daß sie göttlich sind, ruhend in sich selber. Aber wo immer sie sich finden, da sind sie als Geschenk und Gabe, weisen über sich. Was aus Gott ist, verleugnet seinen Ursprung nicht, giebt Gott die Ehre, schaut dankend nach oben. Gottes Wort beweist seinen Gott.

So bleibt zum Schluß ein großer Widerspruch das Ende des menschlichen Denkens. Hier ist er: 1. Nur das ist etwas Echtes, Wahres, was ureigenste That unser selbst ist. Kein Nachahmen, Nachglauben, nichts Aufgeklebtes, Angenommenes kann das Ursprüngliche ersetzen. Der Mensch ist, was er ist, nur durch eigne, innerste, ursprüngliche That. Das heißt eben: er ist ein sittliches, persönliches Wesen, nicht ein Produkt der Natur. 2. Aber Alles, was an ihm wirklich echt, wahr, lauter ist, sein ganzes persönliches Dasein, fühlt er niemals als seine eigne That. Sich für Etwas dergleichen danken zu lassen, wäre für Jeden, der es kennt, eine Entwertung. Dann eben wäre es nicht frei aus dem Innern geflossen, wäre Machwerk, dem das einzig Wertvolle: der volle, freie Herzenstrieb, die innerste Beugung des Herzens vor dem Größern, fehlte. Wer sich seiner eignen Thaten rühmen kann, hat keine. Wer solche hat, kann

nur demütig danken als für lauter unverdiente Gabe und Gnade, als für einen aus ewiger Güte gewährten Blick in ein unerreichtes, unendliches, ewiges Reich. Das heißt: der Mensch lebt in Gott. Gott ist der große Widerspruch, die ewige Spannkraft der Menschenseele.

Denselben Widerspruch aber handhaben wir ganz geläufig, wenn von Künstlern die Rede ist. Der echte Künstler ist uns der, der Alles neu, aus eignem ursprünglichen Erleben schafft, sein eignes Empfinden in künstlerischer That gestaltet, die Welt gleichsam von vorn anfängt und aus dem Chaos hebt, während der Nachbildner nichts Eignes hat und darum kein Künstler ist. Aber gerade jenes nennen wir eine Gabe, die Niemand sich geben kann, und dem Nachbildner fehlt nicht Energie und Fleiß, sondern sein Fehler ist, daß ers selber schaffen will, daß sein Thun keine Gabe ist. Den echten Künstler nennen wir darum einen Künstler von Gottes Gnaden. Der beschriebene Widerspruch ist also nichts Andres, als was wir sonst „Genialität“ nennen. Des persönlichen Menschen Wesen ist Genialität. Ein wahrer, echter Mensch ist nur der Mensch von Gottes Gnaden. Er muß geboren werden, das ist die Sache. Geboren aus Gott, das ist sein innerstes, eigenstes Wesen.

Selbsterlösung? Gottesgnade? Die alte Naturwissenschaft meinte, all die Blätter und Blüten der Pflanze, ihre volle, ganze Gestalt, sei schon in minimaler, zusammengefalteter Form im Keime vorhanden gewesen, der sich in die Erde senkte, und so nannte man das Wachsen ein Entwickeln, ein Entfalten seiner selbst. Die neuere und gerade auch die materialistische Naturwissenschaft eines Häckel lacht über diese Vorstellung. Durch exakte Untersuchung hat sie im Keime ganz andre Formen ermittelt. Das Entwickeln ist kein Auseinanderfalten von lauter schon im Schlummer Vorhandenem, sondern — hier spricht sie mit Stolz von dem großen, neuentdeckten Begriff — ein reines Werden, ein Neuentstehn. Das Werden, das Werden ist des großen Rätsels Lösung. Lösung? Könnte man vielleicht auch sagen: Endgiltiger Widerspruch? Wunder? Bleibt das Wesen dieses Vorgangs nicht ganz dasselbe, ob ich nun sage: Werden, oder ich sage: Schaffen? Ist nicht Beides ein Neuentstehn dessen, das nicht war? Aber doch können wir den alten Begriff der Entwicklung nicht bei Seite legen, sondern er beherrscht das Denken mehr als je. Denn es liegt ein Zusammenhang, eine große Ordnung in diesem Werden, ein Umwandeln alter Formen in neue. Es bleibt doch dabei, daß die Pflanze nun ihr ganzes Wesen entfaltet hat, nicht freilich etwas, was schon von Anfang an als Stoff oder Form in ihr lag, aber doch ihre Bestimmung, zu der sie strebte, worin ihre Kräfte zur Ruhe kommen sollten, worauf sie angelegt war. Denn eine jede erreicht ihr eignes Ziel nach ihrer eignen Art und Natur. So kann ich wohl sagen, daß Jesu Geist aus dem Menschen das schlummernde eigne Wesen hervorlocke, denn erstaunt erkennt der Mensch nun erst sein eigen Selbst. Es ist ihm, als habe das Alles schon verborgen in ihm gelegen. Ich kann sagen: Jesus holt aus der Tiefe des menschlichen Wesens, aus seinem Seelengrunde die letzte, tiefste Kraft, die Gotteskraft, hervor, in der allein der Mensch lebt, er offenbart es den Menschen, was in ihnen ist. Aber richtiger ist es: diese Kräfte sind durch Jesus erst geworden, durch seinen Geist geschaffen. Erst in ihm wird der Mensch zu einem persönlichen Wesen. Ich kann sagen: Er hat dem Menschen sein eigenstes Wesen, sein Seelenwesen, erschlossen, ans Licht gebracht; richtiger: Er hat den rohen Menschenstoff zu einer Seele umgeschaffen, verarbeitet, ihm eine Seele gegeben. Er ist kein Vorbild zum Nachahmen, er schafft, gebiert in einem Jeden ein eignes Leben, eigne Thaten, originales, geniales Dasein. Wo er hilft, da spricht er: Dein Glaube hat Dir geholfen. Selbständiges Persönlichkeitsleben schafft er, daß ein Jeder frei aus sich sein eigen Ziel, seine eigne Blüte erreicht, ein Jeder seine Natur umgewandelt, verklärt, befreit, beseelt von ihm erhält. Das ist die Art, wie Leben sich fortpflanzt, indem es neue Organismen, Individualitäten gebiert. Der ist der größte Künstler, der durch seine Werke in Andern ihre eigne, originale Schaffenskraft weckt. Das ist der wahre Gott, dessen Kinder jedes eine eigne Welt, jedes göttlich, jedes ein Schöpfer sind. Daß alle diese Freien ihre Freiheit ihm danken, in ihm gerade frei sind und ihm allein aus freier Ueberzeugung damit dienen, das ist sein größter Ruhm. Dieser Ruhm wird ihm durch Jesus. Er teilt ihn mit Jesus.

Sein volles, weißes Licht strahlt prismatisch wieder in allen Farben der Welt, seine Seele in lauter Individualitäten. Zwei Strahlen seh ich gleich am Anfang mächtig hervorbrechen, hier einen rötlichen, dort einen bläulichen Strahl. Dem Einen war das neue Leben eine neue Schöpfung, die durch Jesus geschehen, eine neue Kreatur, dem Andern eine neue Geburt, eine Geburt von oben. Der Eine hatte vordem in selbstgemachten Thaten, sauren Mühen sich abgequält. Das ist ihm plötzlich zusammengebrochen, im Gegensatz dazu ist er ein Andrer geworden. Nun kennt er keine eigne That mehr und will sie nicht, er weiß nur noch von Gottesthat, Schöpfung, die über ihn kam. Der Andre war in seiner empfänglichen, gesunden Frömmigkeit an Jesu Brust langsam in sein Wesen hineingewachsen, aus dem Alten heraus durch allmähliche völlige Umwandlung bis zu der Selbständigkeit und Festigkeit des neuen Lebens hindurchgedrungen. Er fühlt, daß er selbst es ist, aber neugeboren. Diesem ist sein liebstes Wort: Die Wahrheit und der Geist der Wahrheit. Lüge nennt er jede vorgebliche Erkenntnis Gottes, die nicht in eigner That ihre Wirklichkeit, ihre Wahrheit hat, nicht „That und Wahrheit“ ist. Wer da sagt, er kenne Gott, und hält sein Gebot nicht, ist ein Lügner, hat Gott nie gesehen. Erst in eigener, persönlicher That wird Gott wirklich unser eigen, von uns erkannt. Erst wenn wir lieben, ist Gottes Liebe vollendet, uns offenbar. Erst in der eignen That äußert sich der echte Geist Gottes, die Geburt aus Gott. Dagegen das Wort, das dem Andern seines Denkens Krone war, streift er nur ganz im Vorübergehn, im Anfang, wie zur Anknüpfung. Denn dem Andern lag umgekehrt daran, jede That nur als Gabe, Güte, quellend aus dem überreichen, unaufhaltsam sich ergießenden Strome Gottes zu erweisen, kein Gesetz, kein Gebot, auch das Erkennen besser zu nennen ein Erkanntwerden. Sein Ich fließt wie ein Himmelsstrom ihm durch die Brust, Gott Alles in Allem. Unübersetzbar ist das wunderbare Wort, in dessen Verwandtschaft die Charitinnen, die Grazien schweben, das die Lieblichkeit und Ungezwungenheit mit der tiefsten unverdienten Güte, dem gänzlichen Sichselbsthingeben des göttlichen Wesens verbindet, das „wohl die himmlische Gnade bedeutet . . ., aber ebensogut die feinste Blüte menschlicher Art und Anmut“:*) Charis, Gratia, Gnade. Aber Beide münden in dem einen Worte, das Alles umfaßt: Liebe.

In zwei Strahlen ließ Gott die Natur ausstrahlen: hier das Thätige, das im Kampfe mit sich selber sich herausarbeitet, nur im Schaffen, im Eignen befriedigt, eine stets erst sich schaffende, werdende Persönlichkeit — das Männliche; dort das wie die Natur Gebende, von Innen ungezwungen Fließende, sich selbst Vergessende, persönliches Leben wie Natur in sich Tragende — das Weibliche. Rastlos durchstreift Faust die Welt, That ist ihm das Erste und das Letzte, in That sich auszuleben, sich zu verewigen, seine Befriedigung. „Im Anfang war die That.“ „Im Vorwärtsschreiten find' er Qual und Glück.“ Aber die That ist das Letzte nicht. Was ihn befreit, erlöst, das letzte Wort, „das ewig Weibliche zieht uns hinan.“ Ewige Gabe ist das Letzte. „Manneswillen“ reinster, edelster Art stellt Ibsens „Brand“ vor unser Auge. Brand setzt Alles an sein großes, persönliches Ziel, aber Brand kann nicht beten, Beten hat ihm nie geholfen. Was nicht aus ihm selbst kommt, ist ja Nichts, und er ringt sich wirklich Alles bis aufs Blut ab nach seinem Grundsatz: Alles oder Nichts! Er ist noch derselbe, als er droben nach dem Zusammenbruch seines ganzen Werkes selbst unter Eis und Schnee auf dem Frostwege des Gesetzes zusammenbricht, aber aus der Tiefe kommt ein neuer Ton: „Reiche vom Erlöserkleide, Jesu, einen Zipfel mir.“ Eine Eisesrinde bricht in ihm, zum ersten Male wird sein Inneres frei und weit, findet er sich selbst:

Ich kann vor den Vater treten,
Ich kann weinen, knieen, beten.

---

*) Konrad Ferdinand Meyer „Der Heilige“.

Ueber der letzten Frage des ringenden Manneswillens erscheint als Stern am dunklen Himmel das erlösende Wort: „Gott ist ein Gott der Liebe.“

Beides, Männliches und Weibliches, sind Eins in der Liebe. Sie ist die Lösung der Widersprüche. Sie ist der große, unbegreifliche Widerspruch. Sie ist nicht eigne That, sondern kommt über uns mit Gewalt, sie allein ist That des ganzen Menschen, eigenste, innerste. Sie ist Hingabe der ganzen Person und Entdecken der ganzen Person, Verlieren und Finden. Sie ist die größte Selbstsucht, Selbstverwirklichung und ist die größte Selbstlosigkeit. Sie will nur sich selbst und will sich doch nur im Andern. Sie bringt in das eigne Selbst das der Menschheit mit hinein, erweitert es zum Gemeinsamen, kennt sich selber nur als Gabe des Andern und fühlt in Allem das höhere, gemeinsame Selbst, Gott. Sie ist die Offenbarung der Natur und ist die Offenbarung Gottes. Sie ist das Natürlichste und das Unbegreiflichste. Denn ihre Natur ist Unbegreiflichkeit, und ihre Unbegreiflichkeit ist ihre Seligkeit.

Hatte ich Recht, sie mein Kompendium zu nennen? Ich hatte es eben geschrieben, da kam ein Brief von dir zum lieben Weihnachtsfeste. Da las ichs kurz und klar, was ich mit viel Gedankenwindungen mir erarbeiten mußte: „Nun verstehe ich erst das Wort: Gott ist die Liebe.“ Warum? Weil du selber liebst. Johannes und Paulus, Gnade und Wahrheit, eigne That und höhere Gabe, Männlich und Weiblich, Gott und Natur, du und ich — hier sind wir zu Ende in Dank und Liebe. Und doch am Anfang wieder.

Und aller Mühe letzter Schluß! Daß gar so einfach ist das Unbegreifliche.

Ernst Herwig

„Rechtgläubig“

4

Noch einmal das Lessingwort:

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! — ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!“

In der ersten Probenummer unsres Blattes, die am 21. November 1886 erschien, habe ich scharf dawider Stellung genommen. Ich stehe noch zu Allem, was ich damals geschrieben habe. Zu der Bewunderung des Wortes, das, fromm und gottlos zugleich, einmal gehört man nie wieder vergessen kann. Zu der Ablehnung, weil es, angenommen ein Mensch hätte die reine Wahrheit, ein unermeßliches Glück wäre, sie den Andern zu bringen; und weil nach Stillung des Erkenntnistriebes erst recht Raum würde für liebende, beglückende That. Auch zu dem Schlußwort stehe ich noch heute:

Wir freuen uns und rühmen uns als Christen, daß wir die Wahrheit haben. Nicht in den einzelnen Sätzen eines unfehlbaren Lehrsystems, wohl aber in Christo, der da sagte: „Ich bin die Wahrheit“; in der Erkenntnis der ewigen Liebe Gottes, aus welcher die Welt ihren Ursprung und der Weltlauf sein Ziel hat, die Christus uns nicht nur durch sein Wort, sondern auch durch sein Leben und Sterben geoffenbart hat. Da bleibt uns ach! noch genug Raum, Lust und Qual des Forschens und Suchens zu kosten! Das Licht jener seligen Wahrheit leuchtet ja hin über die Welt und alle ihre Rätsel; aber unsre blöden Augen irren viel auch unter seinem Schein. Gütiger Gott, der uns verheißen hat, daß er uns dennoch will in alle Wahrheit leiten und daß wir ihn einst sehen werden, wie er ist! Wenn er dann in seiner Rechten alle Wahrheit uns bietet und will sie nicht für sich allein haben, sondern sie mit seinen Kindern teilen — wollen wir da nicht mit demütigem Danke sie gerne nehmen und sagen: Abba, lieber Vater!?

Ich bin damals von „liberaler“ Seite wegen dieses Artikels scharf zur Rede gestellt worden. Heute hätte ich das höchstens von „rechtgläubiger“ Seite zu gewärtigen. Der Schlüssel zum Verständnis dieser Wendung ist in Nr. 42 verraten worden.

Zwar die eben zitierten Worte läßt man von dieser Seite Unsereinem gern hingehen. Aber man wittert doch schon hinter der Abweisung des unfehlbaren Lehrsystems und seiner Sätze die moderne „kritische“, „subjektivistische“ Theologie. Und man verträgt nicht, daß Unsereiner eine Wissenschaft kennt, auch vertritt, die in der That so steht, daß sie von dem immer regen Triebe nach Wahrheit mit der Zugabe, immer und ewig zu irren, lebt und von dem Geschenke der ganzen Wahrheit sterben würde, daß man diese Wissenschaft liebt und auch in der Theologie eine so geartete Teilwissenschaft erkennt und wiederum liebt. Denn in der That ist es so, daß der eigentliche Reiz der Wissenschaft im Suchen und Finden, im Irren und Ueberwinden des Irrtums liegt, niemals im Besitz von Resultaten, wieviel auch an Resultaten erreicht sein und noch mehr davon geschwätzt werden mag.

Aber wie ich zur „Wissenschaft“ stehe, was ich von der „Theologie“ halte, muß doch von Rechtswegen der frommen Besorgnis ganz gleichgiltig sein. Ich und Meinesgleichen, wir denken ja nicht daran, die Wissenschaft oder insbesondere die theologische für das Ein und Alles zu erklären. Wir denken nicht daran, die Religion durch die Wissenschaft ersetzen zu wollen, oder auch nur zu verlangen, daß die Religion sich nach der Wissenschaft richte und modle. Zwar eine gewisse Wechselbeziehung besteht zwischen jeglicher Art von Geistesthätigkeit. Aber wie oft sollen wir denn noch sagen, daß Religion war vor aller Wissenschaft und bleiben wird trotz und über aller Wissenschaft! Wie laut sollen wir denn noch bezeugen, daß Religion, Glaube etwas so wundervoll Lebendiges ist, daß der erkennende und Theorie spinnende Geist gar nicht im stande ist, sie in Gedanken und Sätzen zu erschöpfen! Wir denken ja nicht daran, vorhandene Wirklichkeit von Glaube und Frömmigkeit zu drücken oder zu ersticken, sondern diese Wirklichkeit, wo sie ist, war und sein wird, ist recht eigentlich die Erkenntnisquelle unsrer Wissenschaft. Wahrer Glaube kann niemals Furcht haben vor der Wissenschaft, denn er ist das Lebendige, Wesentliche, Wirkliche und wird um des willen in alle Zukunft hinein der Erkenntnis, die sich mit ihm befaßt, Gesetze geben.

Lassen wir also die Wissenschaft ihre Wege gehen und bleiben wir dabei, daß es sich in dieser Erörterung um den „rechten Glauben“ handelt. Und worin liegts denn da, daß Andre sich für „rechtgläubig“ ansehen und Unsereinen nicht?

Das kann ja verschiedene Ursachen haben. Die häufigste aber ist die, daß Jene bei sich selber gar nicht an ihren Glauben denken, sondern an ihre Theologie, und auch gar nicht unsern Glauben ansehen, sondern unsere Theologie. Sie gehen aus von der formulierten Lehre, die sie irgendwie überkommen oder die sie sich selber zurechtgemacht haben, und von der aus urteilen sie nun. Indem sie dabei, was wir an lehrhaften Aussagen haben, teils aus Mißverstand teils auch aus kirchenpolitischem Uebelwollen möglichst gering anschlagen, kommt natürlich, unser Bekenntnis von ihrem abgezogen, ein großer Fehlbetrag unsrerseits heraus. Diese Methode, den Glaubensstandpunkt Andrer so am eignen zu messen und unter allen Umständen ein Subtraktionsexempel herzurechnen, ist bis weit in die Mittelparteien hinein geübt und erprobt. Theologen, theologisierende Laien und Kirchenzeitungsschreiber gehen darin voran; von ihrem Urteil abhängige „Laien“ folgen dann ihrer Führung.

Ich möchte niemals einen Christen, selbst einen Nichtchristen nach diesem Schema beurteilen. Selbst der radikalste Freisinnige, selbst der Atheist hat einen Anspruch auf eine andre Art Prüfung und Schätzung.

Unser Geschlecht ist im Aussprechen dessen, was uns Besitz und Ernst ist in religiösen Dingen, zarter und vorsichtiger geworden. Auch in der Annahme altehrwürdiger frommer Ausdrucksformen. Die Umdeutung, die von Jedermann fortwährend verlangt wird, wenn er alte Liturgien, Gesangbuchverse und selbst Bibelworte sich zu eigen machen soll — einfach weil wir nicht mehr das Begriffsmaterial, die Denkformen, das Sprachgefühl haben wie die Alten — ist nicht Jedermanns Ding. Was ist die Folge? Wir sagen oft nicht viel, auch wo wir stark empfinden. Wir ehren gelegentlich Christus, indem wir nicht von ihm sprechen. Wir sagen von Gott nur ein Minimum, aber wir haben das Gefühl, daß das etwas Großes

ist, was wir von ihm sagen. Es scheint dies ein arger Mangel gegenüber der Fülle von Sätzen und Formeln, mit denen die Kirche Jedem zur Hand ist, der davon Gebrauch machen will. Und gerade als Theologe weiß ich den Reichtum wohl zu würdigen, der in diesen Stimmen der Väter auf uns gekommen ist. Dennoch, ein Stammeln eignen Herzenslauts ist wertvoller vor Gott, als die Wiedergabe der schönsten und tiefsten Gebete oder Glaubensgedanken Andrer. Und wenn Gott so urteilt, sollte da der „Rechtgläubige" nicht seine rechte Art darin bewähren, daß er urteilt wie Gott?

Man erwidert darauf: Aber das können wir nicht. Gott sieht das Herz an. Wir sehen dir nicht ins Herz, also müssen wir uns an etwas Andres halten. An Formen und Formeln.

Daran ist etwas Richtiges. Aber man empfindet das drüben als keine Unvollkommenheit. Man macht die Not buchstäblich zur Tugend. Und man giebt sich keine Mühe, den rechten Glauben auch unter andern Ausdrucksformen zu finden.

Thatsächlich steht es doch unsrerseits so. Wir sind persönlich gewiß, daß wir den rechten Glauben haben. Wir haben ihn nirgend anders her als von Christus. All unsre Gotteserkenntnis, all unsre Lebensfreudigkeit und Todeszuversicht, unsre Vergebung, unsre Kraft, unsre Gerechtigkeit haben wir durch ihn. Seine Macht, seine Nachfolge ist unser Leben. Etwas Andres wollen wir nicht. Wir wissen jedoch genau, daß es uns an allen Ecken und Enden noch fehlt. Auch an Erkenntnis, vollends an Tugend und That. Aber wir existieren nun doch einmal in seiner Sphäre. Wir fühlen uns ihm von Herzen verwandt. Wir sind durch ihn mit dem vertraut geworden, der uns ohne ihn ferne wäre und ein unheimliches Geheimnis. Er *ist* uns „der Weg, die Wahrheit und das Leben." Und da kommen dann „Christen" und sagen uns, wir wären nicht rechtgläubig!

Warum? O wir haben dies oder das gesagt, geschrieben, das war, mit ihrem Maßstabe gemessen, nicht recht. Vielleicht irrten wir wirklich. Wir irren sehr oft. Aber warum erwähnen sie niemals, was wir recht gesagt? Warum interessiert sie garnicht der Herzenslaut echten, warmen Bekenntnisses zu ihrem Gott, wenn er uns doch auch geschenkt wird? Warum zucken sie darüber die Achseln? O über die Enge! Ueber die Kurzsichtigkeit und Selbstgerechtigkeit! Ich weiß ja, sie haben viel zu tragen an uns. Aber sehen sie denn garnicht, wie viel wir an ihnen zu tragen haben? Wie viel Aergernis sie geben? Wie auch sie mit ihrer Schwäche das Allerheiligste kompromittieren? Gut, so sind wir also auf gegenseitige Geduld angewiesen. Aber das könnten sie vielleicht festhalten und darnach unsre Rechtgläubigkeit bemessen:

Unser religiöses Bekennen, unser Predigen und Lehren wird immer ausgehen von der Wirklichkeit einer religiösen Erfahrung, niemals aber von einer Ueberlieferung oder einem Lehrgesetz. Wir würden das als nicht evangelisch empfinden. Nun ist jene unsre Erfahrung nicht das Ganze des Christentums. Aber es ist ein Minimum lebendigen Christentums, und das scheint uns mehr wert als eine Masse noch unlebendigen Christentums. Wir wissen nur, daß wir aufwärts zu streben haben, immer höher. Oder meinetwegen nach innen immer tiefer. Die gegebene Wahrheit liegt *vor* uns, wir werden ihrer mit Gottes Hilfe immer besser Herr. Das ist freilich ein andrer Weg, als wenn man sich zunächst einmal im Besitz der ganzen Wahrheit fühlt und darauf pocht, dessen gewärtig, es wird nun dazu auch das Leben und die Erfahrung von all der überkommenen Erkenntnis sich einfinden. Es sind wirklich zweierlei Weisen, wie Christen die heiligen Dinge sehen. Aber wie kann man doch die Stirn haben, da zu scheiden zwischen „gläubig" und „ungläubig"? Es werden wohl beide Wege, wo sie mit Ernst gegangen werden, „rechte" Wege sein. Daß wir redlich und ernst drum streiten, welcher zum Ziele führt, ist ganz in der Ordnung. Wir können wohl auch gegenseitig noch Viel von einander lernen. Aber damit wir von euch „Rechtgläubigen" mehr lernen könnten, solltet ihr dem unbilligen und unlautren Wesen ein Ende machen, das in eurer Presse herrscht. Was fromm und recht bei uns ist, davon schweigt ihr, was schief, unvorsichtig, der Deutung bedürftig, das schleppt ihr durch eure Blätter und hetzt es zu Tode. Schließlich weiß Niemand, wo es zuerst gestanden und wie es zuerst ausgesehen hat. Mehr Redlichkeit und Rechtschaffenheit in der Behandlung eurer Gegner! Es würde eurer Sache zu gute kommen. Ihr würdet eher belehren, überwinden, bessern. Aber wie es eure Rufer im Streit vielfach treiben, das verstockt ja nur. Ich möchte die Verantwortung nicht tragen, welche allen Suchenden, Irrenden und noch Fernstehenden gegenüber die in ihrer Rechtgläubigkeit Selbstgewissen durch die Inszenierung oder Duldung solchen Unfugs immer wieder auf sich laden!

Dem entgegen möchten wir selber nichts Andres sein als Irrende, Suchende und solche, die vom letzten Ziele noch recht fern sind — aber Gott Lob, dennoch auch schon von Jesu Christo Ergriffene, auf die rechte Bahn Gestellte, zum rechten Glauben Entzündete, dessen Gewisse, daß der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden. Nicht Abgefallne vom Glauben, sondern durch Gottes Gnade Kinder des Geistes der Wahrheit, froh des Erfahrenen und Erkannten, froher noch dessen, was werden soll. Denn es liegt zwar Vieles hinter uns, auch Golgatha, und ohne diese Gottesthaten wären wir nicht, was wir sind. Aber das Größere liegt noch vor uns. Darnach streckt sich unsre Seele. R

Zur rechten Schätzung Theodor Fliedners

1

Vor etwa einem Jahr hat ein protestantischer Gelehrter gesagt, wir Evangelischen hätten schlechterdings keinen Grund, gegen die Heiligenverehrung in der katholischen Kirche uns zu erregen, denn wir hätten doch selbst einen Heiligenkult. Luther, Melanchthon, Gustav Adolf, das seien unsre Heiligen, und wir wallfahrteten zur Wartburg oder nach Lützen, wie die Katholiken zu irgend einer heiligen Stätte oder dem Grabe eines Heiligen. Das klingt sehr geistreich, ist aber doch verkehrt. Denn der Katholik zollt seinem Heiligen eine *religiöse* Verehrung. Ihm ist der „Heilige" ein Stück seiner Religion selbst, darum ruft er ihn an. Er thut es in der Erwartung, durch die Fürbitte des Heiligen bei Gott allerlei leiblichen oder geistigen Segen zu erlangen: der Heilige steht Gott näher, der Heilige kann bei Gott einen großen Einfluß ausüben; und an den Stätten, an denen er geweilt hat, oder wo er begraben liegt, oder wo auch nur ein Knöchlein von ihm sich befindet, da ist gewissermaßen der Himmel offener als anderwärts, da strömt die Himmelskraft stärker und wirkungsvoller. Wir Evangelische treten mit ganz anderen Empfindungen etwa an Luthers, an Melanchthons Grab in der Wittenberger Schloßkirche oder in die Lutherstube auf der Wartburg. Wir wissen, daß uns diese gottgesandten Männer nur nützen können, wenn wir zu Herzen nehmen, was sie an ewiger Wahrheit verkündigt haben, geschweige daß wir Gebete zu ihnen richten dürften. Pietätvolle Dankbarkeit, die Gott die Ehre giebt, Ehrfurcht vor dem, was Gott durch einen Menschen thun kann, — mit diesen Empfindungen nennen wir die Namen unsrer evangelischen Heroen. Mit diesen Empfindungen haben wir am 21. Januar d. J. des Namens Theodor Fliedner gedacht. An dem Tage waren es hundert Jahre, daß Gott der evangelischen Kirche diesen Mann geschenkt hat. Was wir ihm verdanken, ist bekannt genug. Er ist der *Begründer des Diakonissenwesens in unsrer evangelischen Kirche.* Neben Wichern, dem Begründer der Inneren Mission, steht sein Name mit vollen Ehren. Ja ich wage zu behaupten, daß, obwohl ohne Zweifel Wichern der geistig Bedeutendere war — eine echt prophetische Gestalt —, dennoch die Schöpfung Fliedners für die weitere Entwicklung der evangelischen Gemeinden von größerer Bedeutung sein wird, als die Wicherns. Wicherns Werk, ursprünglich ganz für die Gemeinde gedacht, hat im Laufe der Entwicklung immer mehr sich zurückgezogen hinter die Mauern von Anstalten, seitab vom Leben der Einzelgemeinden. Dagegen hat die Gründung Fliedners, die weibliche Diakonie, die anstaltlichen Grenzen immer mehr verlassen

und sich mit den Gemeinden ringsher in die engste Fühlung gestellt: die Gemeindediakonie muß heute als ein unentbehrliches Stück echten Gemeindelebens gelten.

2

Gemeinhin wird gesagt, Fliedner war der „Erneuerer des apostolischen Diakonissenamtes". So stehts zu lesen auf dem Titel des kurzen Abrisses seines Lebens, den sein Sohn Georg verfaßt hat; so stehts geschrieben auf seinem Grabstein. Und Fliedner selbst war fest überzeugt, mit der Gründung seiner Diakonissenanstalt jenes apostolische Amt zu erneuern. 1831 schon spricht er es aus, daß diese „urchristliche Einrichtung" wieder erstehen sollte auf deutsch-evangelischem Boden. Und diese Ueberzeugung hat ihm sicher für sein Unternehmen Spannkraft, eine heilige Sicherheit gegeben. Er dachte nicht allein so. So dachte die ganze damalige Zeit. Und diese Anschauung bahnte dem Werke allerorten den Weg. Aber zu Recht besteht diese Anschauung nicht.

Denn erstens ist es sehr unsicher, ob die älteste Gemeinde wirklich ein Diakonissenamt besessen hat. Man pflegt sich freilich auf Phoebe zu berufen, die Röm. 16, 1 u. 2 eine „Dienerin", eine „Diakone" der Gemeinde in Kenchreä genannt wird. Aber diese Stelle ist ebenso gut zu verstehen, wenn Phoebe nur eben freiwillig diente und nicht in einem Gemeindeamt stand.

Zweitens wissen wir schlechterdings nicht, selbst wenn es sich um ein Gemeindeamt handelt, was die Pflichten einer christlichen Diakone damals gewesen sind. Wir müssen uns hüten, moderne Aufgaben ohne weiteres in jene Zeiten zurück zu datieren. Fassen wir die Diakone oder, wie sie seit dem dritten oder vierten Jahrhundert auch heißt, die Diakonisse der späteren Zeit ins Auge, so hatte diese gerade gar Nichts mit der Kranken- und Armenpflege zu thun. Ihre Hauptaufgabe bestand vielmehr darin, an besonderem Platze an der Thür des Gotteshauses die Eintretenden beim Gottesdienste zu überwachen, daß nicht Unbefugte sich herzudrängten; ferner hatte sie kranken Frauen die heiligen, im Gottesdienst geweihten Elemente des Abendmahls ins Haus zu bringen —, was sonst auch die Diakonen zu besorgen hatten. Die Diakonissen sind also Gehilfinnen der männlichen Diakonen. In besonderem Ansehen standen sie in der Gemeinde nicht, gehörten auch nicht zum Klerus. Dagegen kennt die alte Kirche eine andere Gruppe von Frauen, die ein wirkliches Amt führten: die Witwen. Schon im 5. Kapitel des 1. Timotheusbriefes ist eingehend von ihnen die Rede. Sie standen in hohem Ansehen, hatten ihren Platz beim Gottesdienst neben der Geistlichkeit, wurden von der Gemeinde unterstützt, hatten aber auch eine viel umfassendere Thätigkeit als die Diakonissen. Es lag ihnen die Seelsorge an den Frauen der Gemeinde ob, ferner der Unterricht an Kindern und Weibern, die sich taufen lassen wollten. Auch Gefangene und Kranke besuchten sie. Im vierten Jahrhundert tritt nun eine augenfällige Wandlung ein: das Amt der Witwen wird aufgesogen vom Amt der Diakonissen. Im wesentlichen ist ihr Beruf der gleiche, wie der der Witwen. Unter ihren Aufgaben wird auch die Pflege weiblicher Kranken erwähnt, aber die Hauptaufgabe war das keineswegs.

Diese Einrichtung hat sich im Osten bis ins achte Jahrhundert erhalten. Heute ist sie gänzlich geschwunden. Viel rascher noch starb diese Einrichtung im Abendland. Schon ums Jahr 250 gab es wenigstens in Rom weder „Witwen" noch „Diakonen". Nur in Gallien und Spanien will sich der alte Brauch so rasch nicht überwinden lassen.

Schon diese kurze Uebersicht zeigt, wie ganz andersartig die Thätigkeit einer altkirchlichen Diakone oder auch einer Witwe war, als die einer Diakonisse unserer Zeit: dort die Krankenpflege eine Nebensache, hier die Hauptsache. Man nimmt also den Mund zu voll, wenn man Fliedner den Erneuerer des apostolischen Diakonissenamtes nennt.

Damit will ich den Ruhm Fliedners nicht schmälern. Sein Ruhm bleibt ihm. Was er geschaffen hat, ist etwas Neues, Selbständiges, Eigenartiges, es ist etwas durchaus Fliednersches.

3

Es pflegt die Größe, aber auch die Schwäche großartiger Unternehmungen zu sein, wenn sie einen stark persönlichen Charakter tragen, wenn sie gewissermaßen auf den Mann zugeschnitten sind. Dieses persönliche Moment giebt ihnen eine eigentümliche Kraft, ein verborgenes Leben, aber auch leicht Einseitigkeit. Wie leicht, daß mit dem Schöpfer selbst auch das Werk zu Grunde geht. Auf Fliedners Unternehmen trifft nur das Erstere zu. Will man sein Werk verstehen, so muß man den Mann kennen. Wenn ich die hervorragendste Eigenschaft dieses Mannes nennen soll, so ist das ein unaufhaltsamer, zäher Schaffenstrieb. Aber man muß sofort hinzusetzen: im Dienst der christlichen Nächstenliebe. Diesen hervorstechenden Charakterzug hat er offenbar vom Vater ererbt. Dieser, Pfarrer in Eppstein, einem Dorfe des Taunus, war gewiß nicht nur nach dem Ideal des Rationalismus, sondern aus Herzenstrieb der selbstverständliche Helfer und Berater seiner Pfarrkinder auf allen Gebieten des Leibes, der Seele und des Lebens. Und sein Sohn Theodor konnte es sich schon als siebenjähriges Bübchen gar nicht anders denken, als daß er einst auch so ein väterlicher, helfender, überall schaffender Pfarrer sein werde. Eine harte Lebensschule entwickelte diesen Thatendrang und nahm ihn in eine heilsame Zucht: der junge Gymnasiast und Student kannte fast keinen andren Lebensinhalt als Arbeit, Arbeit ums Brot für sich, für die verwitwete Mutter und die verwaisten Geschwister. Aber das schien ihm nichts Besonderes zu sein, sondern etwas ganz Natürliches. Das Leben war ihm Arbeit von Jugend an.

Dieser Schaffensdrang kannte keine Hindernisse. Im Gegenteil: sobald sich Hindernisse zeigten, wuchs der Wille fast zum Trotz. Darin war er eigentlich kein Deutscher, wenn anders Frau von Staël Recht hat, die von den Deutschen am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sagte, sie hätten keinen Charakter, keinen Willen, nirgends höre man das Wort „unmöglich" häufiger, als in Deutschland. Fliedner hatte darin viel eher englische Art: wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Als seine Gemeinde Kaiserswerth, eine arme, damals gänzlich unbekannte Diasporagemeinde, vier Wochen nach seinem Amtsantritt 1821 durch schwere wirtschaftliche Krisis dem Untergang geweiht schien und die Regierung sie thatsächlich schon auflösen und den jungen Pfarrer versetzen wollte, zeigte sich, was in diesem für eine Widerstandskraft stak. Nun blieb er erst recht auf dem Posten, und durch eine höchst beschwerliche, einjährige Kollektenreise durch die benachbarten deutschen Gebiete, durch Holland und England verschaffte er der Gemeinde ein so ansehnliches Kapital, daß ihre Erhaltung gesichert war. Als er sein Krankenhaus, die erste Diakonissenanstalt, 1834 in Kaiserswerth gründete, und ihm der katholische Gemeindevertreter allerlei Schwierigkeiten machte, wich er keinen Schritt, er stellte einen passiven Widerstand entgegen, und er siegte.

Menschen mit einem ausgeprägten Schaffenstrieb können sich und Andern unsäglichen Jammer bereiten, wenn sie dabei unpraktisch, phantastisch und wohl gar noch eigensinnig sind. Das alles war Fliedner schlechterdings nicht. Er war eine durch und durch nüchterne Natur. Nirgends überschätzt er sich oder die Verhältnisse, niemals sieht er Menschen durch eine gefärbte Brille, nie steckt er sich Ziele, die phantastisch-idealistisch sind. Ja ich finde, daß sogar, ganz im Unterschied von Wichern, seiner Gedankenwelt ein gewisser Schwung fehlt, jene Fruchtbarkeit, die noch Generationen speist, jener weitschauende, die gesamte Zeit prüfende Blick, wie ihn Wichern bekundete auf dem ersten Wittenberger Kirchentag 1848, jener hochfliegende zündende Idealismus, der große Zielpunkte steckt, weitreichende Programme entwirft. Nichts der Art bei Fliedner. Ein Buch, wie die berühmte Denkschrift Wicherns, wäre Fliedner ganz außer Stande gewesen zu schreiben. Seine Ziele gehen immer eben nur aufs Nächste. Er steckt sie eng ab, aber dafür ganz sicher: nicht eine einzige seiner zahlreichen Unternehmungen scheiterte. Nirgends ein überschüssiger Gedanke, der nicht zur Wirklichkeit wurde. Ist die Sache hier ausgeführt, dann drängt es ihn weiter, ohne daß er das Frühere vernachlässigte.

Mit geradezu staunenerregender Spannkraft dehnt sich sein Können, und es findet erst seine Grenze, als seine Gesundheit zusammenbricht. Aber auch der sieche Körper muß noch dem rastlosen Geiste ein dienendes Werkzeug sein. So ist Zeit seines Lebens er ein rastloser Arbeiter gewesen.

Daß die Schöpferkraft Fliedners nicht im Reiche des Gedankens, sondern auf dem Boden der praktischen Durchführung lag, geht daraus hervor, daß fast alle seine Werke Kopien waren, aber auf deutschem Boden meist die ersten Kopien und dadurch bahnbrechend. Er gründet 1826 die rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft nach englischem Muster, nach den Prinzipien der Elisabeth Fry; ebenfalls nach englischem Muster gründet er 1835 eine Kleinkinderschule; nach dem Vorbild der Mennoniten-Gemeinden in Holland stiftet er sein Diakonissenhaus. Das Waisenstift (1842) hatte Vorbilder genug in deutschen Landen selbst. Nur das Asyl und Magdalenenstift 1833 ist ganz originell, aber eine fast selbstverständliche Ergänzung und Weiterführung seiner Thätigkeit unter den Gefangenen. Ihm gehört auch der Gedanke, mit der Kleinkinderschule ein Kinderlehrerinnenseminar zu verbinden. Aber darin zeigt sich Fliedner schöpferisch, daß er alle diese verschiedenen Unternehmungen unter einen Gedanken zu stellen weiß. Alles muß dazu dienen, die weibliche Diakonie zu entwickeln. Hierin zeigt er sein geniales Organisationstalent.

Aber auch jene Anstalten, die Nachahmungen waren, waren doch nicht nur Nachahmungen: überall machte sich Fliednerscher Geist geltend. Wie selbstverständlich prägte er allen seinen Stempel auf, hauchte er ihnen seinen Geist ein.

Und dieser Geist ist der Geist der Arbeit, der fast militärischen Strenge, der Unterordnung, der Nüchternheit. Es ist mit Recht bemerkt worden, daß Fliedner, obwohl Lutheraner, doch durchaus ein ausgesprochen reformiertes Wesen trägt. Es fehlt an Schwung und Beschaulichkeit. Echt reformiert erhob er 1825 mit jugendlichem Eifer in einer kleinen Schrift Protest gegen die neue preußische Agende, und nicht ohne Grund wies er auf die Gefahren hin, die in zu starker Betonung kirchlichen Formenwesens für das christliche Leben verborgen liegen. Seine Frömmigkeit, obwohl durchaus auf den pietistischen Ton gestimmt, entbehrt jeden Zuges von Mystik. Sie ist nüchtern, schlicht, aber grundehrlich und wahr, und darum wahrhaft kraftvoll. Er ist aus dem Rationalismus in den Pietismus hineingezogen worden, Schritt für Schritt. Was ihm am Pietismus imponierte, war die praktische Liebesthätigkeit von großartigem Umfang, wie er sie in Holland und England wiederholt mit eignen Augen sah. Von jedem engherzigen Konfessionalismus war er frei. Theologische Probleme haben ihn kaum je gedrückt. Praktisch, wie Alles an ihm, war auch seine Frömmigkeit.

4

Es ist sehr merkwürdig, daß gerade dieser Mann, der schlechterdings nichts Weibliches in seinem Charakter hatte, der Begründer der weiblichen Diakonie geworden ist. Aber vielleicht war gerade er am allermeisten dazu geeignet. Daß eine religiöse Gemeinschaft von Frauen sehr leicht ein Herd überspannter religiöser Ideen und gefährlicher Extravaganzen werden kann, ist kaum zu leugnen. Dieser Gefahr konnte nur ein energischer, nüchterner, männlicher Wille vorbeugen. Und den besaß Fliedner. Als er einst etliche Schwestern nach Elberfeld ins Bürgerhospital geleiten wollte, fand er die ganze Schwesternschaft in Thränen der Rührung gebadet. Alles Zureden Fliedners half nichts. Schnell verlangte er einen Eimer, um die strömenden Thränen aufzufangen. Man sieht, es fehlte Fliedner nicht an Humor. Sentimentale Rührungen aber waren nicht seine Sache.

Schwerlich hätte er aber trotz seiner persönlichen Begabung die Organisation der Diakonissenanstalt so richtig und glücklich durchgeführt, hätte er nicht das seltene Glück gehabt, sowohl in seiner ersten, wie in seiner zweiten Frau Mitarbeiterinnen gefunden zu haben, die zu ihm ganz außerordentlich stimmten und ihn außerdem aufs beste ergänzten. Er sagt selbst:

Die Gründung von Diakonissenschwesterschaften war in unserer evangelischen Kirche etwas Neues, und in ihren Regeln, Kleidung u. s. w. mußte mit solcher Vorsicht die richtige Mitte zwischen schriftwidrigem, die evangelische Freiheit beschränkenden Nonnentum und ebenso schriftwidriger zügelloser Freiheit innegehalten werden, daß der scharfe, weibliche, durch das Evangelium geheiligte Blick meiner Gattin nötig war, um uns vor Mißgriffen zu bewahren. Die häuslichen Tugenden der Reinlichkeit, Ordnung, Einfachheit und Sparsamkeit mit weitherziger Milde gegen alle Hilfsbedürftigen gepaart, so wichtig für die Schwestern in ihrer christlichen Liebespflege, wer konnte sie besser darin unterweisen und stärken als meine Gattin durch ihr vorleuchtendes Exempel? Dazu die männliche Energie, mit der sie den Ungezogenen und Verkehrten entgegenzutreten wußte und dem Mißbrauchen der dienenden Liebe wehrte, das war bei der sonstigen Weichheit ihres liebenden Gemüts eine gar treffliche Mischung des Charakters.

So Fliedner über seine erste Frau. Aber die prädestinierte Diakonisse war seine zweite Frau: Karoline geb. Bertheau. Zweiundzwanzig Jahre stand sie ihm zur Seite, und noch fast ebenso lange hat sie nach seinem Tode als „Mutter" ihren leitenden Posten innegehabt († 1892). Es wird schwer zu bestimmen sein, ob Fliedner oder diese seine Frau größeren Einfluß auf die Entwicklung des ganzen Unternehmens gehabt habe.

So viel ist sicher, daß Fliedner sozusagen das Departement des Aeußeren, seine Frau das des Inneren führte. Und das Departement des Aeußeren war sehr umfassend, hatte sehr weite Grenzen. Fliedner wollte sein Werk durch die ganze deutsche evangelische Welt tragen: sein Blick reichte weit über Länder und Meere. Man wird das großartig nennen und der Zeit vorauseilend, wenn man bedenkt, daß die Verkehrsverhältnisse damals noch höchst beschränkt waren, und daß der Deutsche noch in jeder Weise in engem Philistertum stak. Fliedner aber richtete sein Auge über das enge Kaiserswerth weit hinaus und schaffte seinen Schwestern nicht nur in London und Philadelphia, sondern vor allem auch im Orient, in Konstantinopel, Alexandrien, Jerusalem und Beirut Heimstätten. Daß er damit zugleich ein nationales Werk trieb, konnte er noch nicht ahnen.

Es war je länger je mehr etwas fast fieberhaft Rastloses in dem Manne. Seit er 1849 sein Pfarramt niedergelegt hatte, war er bis zu seinem Tode 1864 etwa die Hälfte seiner Zeit nur noch daheim; er war fast immer auf Reisen. Und wenn er auch fast in jedem Brief nach Haus den Seufzer einfließen läßt: „Ach, daß ich bei euch sein könnte, und dieses Umherziehen ein Ende hätte" — so weiß man, wie unruhige Menschen sind: sie machen sich Unruhe, und dann seufzen sie darüber; haben sie die Ruhe, die ersehnte, so wird sie ihnen unerträglich, und sie stürzen sich von neuem in die Hast. Das war auch bei Fliedner so. Das soll ihm nicht zum Vorwurf gesagt sein. Ohne diese fieberhafte Unruhe wäre nicht zu Stande gekommen, was er zu Stande gebracht hat.

Fliedner trägt in vieler Beziehung einen — in gutem Sinne — modernen Charakter. Modern ist es, daß er zur Ausübung des Diakonissenamtes eine technische Vorbildung für nötig erkannt hat. Er meinte nicht, daß Frömmigkeit und Christenliebe, die unerläßlichen Grundbedingungen für diesen Beruf, die technische Fertigkeit ersetzen könnten. Eine technische Ausbildung hatten die Mennoniten-Schwestern nicht. Es war auch etwas Modernes und für damalige deutsche Anschauungen etwas Unerhörtes, Frauen in ein Gemeindeamt zu stellen. Schwerlich wäre der Gedanke durchgedrungen, hätte ihn nicht die scheinbare biblische Begründung legitimiert. So fehlt Fliedner durchaus nicht ein großartiger, seiner Zeit vorauseilender Zug.

Wenn wir fragen, worin die Bedeutung seines Werkes für die evangelische Kirche liegt, — abgesehen von der Hilfe, die er Elenden in so reichem Maße gebracht hat, — so vor allem darin, daß — ich deutete es schon an — Fliedner dem Gemeindeleben ein höchst fruchtbares Element eingepflanzt hat. Nicht daß einige Liebesanstalten mehr entstanden, ist das geschichtlich Bedeutsame, sondern daß von diesen Anstalten her ein neues anregendes Leben in die Einzelgemeinden getragen wurde. Fliedner hatte das auch von Anfang an im Auge. Wie bei den Mennoniten sollten die Schwestern vor allem

Gemeindeschwestern werden. Nur der Mangel an Kräften ließ die Ausführung dieses Gedankens in den Hintergrund treten. Heute steht dieser Gedanke im Vordergrund. Ueberall ist man dabei, auch den ärmsten Gemeinden selbständige Gemeindeschwestern zu schaffen. Was damit nicht nur den Kranken, sondern dem ganzen Gemeindeleben für ein Dienst erwiesen wird, läßt sich nicht mit zwei Worten sagen. — Aber der Gedanke der weiblichen Diakonie ist noch nicht ausgeschöpft. Er ist nicht nur verschiedener Ausgestaltung fähig, wie das Sophienstift in Weimar und das Unternehmen des Diakonievereins von Professor Zimmer zeigt, sondern — und das ist noch viel wichtiger — er ist entwicklungsfähig. Lassen sich nicht auch noch in andrer Weise als bisher die weiblichen Kräfte in den Dienst der Gemeinden stellen? Gott schenke uns einen Mann, der mit Fliednerschem Geist Fliedners Werk weiter führt.

Ihren Dank gegen Fliedner und im letzten Grunde gegen Gott sollten unsre evangelischen Gemeinden vor allem darin beweisen, daß sie noch in ganz andrer Anzahl als bisher weibliche Kräfte der Diakonie stellen. Wahrlich, der Mangel an Kräften ist groß und der Beruf selbst so befriedigend wie kaum einer. Ich kann nicht besser schließen als mit dem Wunsche: Mehr Diakonissen auch aus gebildeten christlichen Häusern!

Drews

Friedrich Nietzsche †

Friedrich Nietzsche ist gestorben. Die letzten zwölf Jahre seines Lebens waren eine grausame Satire auf seine Lehre, eine Satire, unter der mehr die litten, die sie von ferne mit ansahen, als er selbst, der lebendig Tote. Das ist nun vorbei.*)

Er war einem großen, starken Ruf nachgegangen, den er von den Höhen herab zu hören glaubte, und hat mit rücksichtsloser Entschiedenheit Alles weggeworfen, was ihn festzuhalten suchte, auch die Konsequenzen eben erst erreichter Stellungen. Wir ehren ihn. Um des Rufes willen, den er hörte, und um des Ernstes willen, mit dem er folgte, ehren wir ihn.

Wir haben nicht vor, mit ihm abzurechnen, der — wie er glaubte — der grimmigste Feind des Christentums war. Wir sind von unsern Feinden soviel mehr abhängig als von unsern Freunden, daß wir für große und tüchtige Feinde nur dankbar sein können. Die Entwicklungsgeschichte des christlichen Glaubens beweist das auf jeder Seite. Was für kleinen Spitzfindigkeiten kleiner Anfeinder ist das Christentum der letztvergangenen Zeiten nachgekrochen. Und wie sehr sind ihm dabei nach allgemeinen Entwicklungsgesetzen Flügel, Schwung und Größe verkümmert.

* * *

Ich glaube, daß wir Zeiten entgegengehen, ja schon sie zu durchleben beginnen, die eine Religionsgeschichte der fernen Zukunft für ganz besonders reich an Keimen und Möglichkeiten halten wird. Wenn ich mir ein Auge und Herz vorzustellen suche, das die Geschichte dieser unsrer Welt in ihren großen inneren Zusammenhängen sehen und erleben könnte, also eine Art inneres Selbstbewußtsein der Welt, eine Art Weltgottheit, doch ohne die Voraussicht, die wir dem Weltenvater zuzuschreiben gewohnt sind (wie arm ist doch unsre mythologische Ausdrucksfähigkeit geworden!), so denke ich, daß es diese Zeit mit vor Erwartung fliegenden Pulsen erlebt. Denn wie viel Wege öffnen sich, wie viel Geländer und Wegweiser fallen! Wo geht der Weg?

Ich fürchte, zu den traurigen Suggestionen, die wir unsern kleinen Feinden der letzten Vergangenheit verdanken, gehört auch die eines „Gottvertrauens“, das so sehr alle innere Spannungskraft verloren hat und das so saftlos und stumpf geworden ist, daß es den Grad von aufgewühlter Aufmerksamkeit und schlagbereiter Kampffertigkeit nicht einmal mehr nachfühlen kann, der das „Glaube“ genannte Gottvertrauen der Reformationszeit kennzeichnete. Das Gottvertrauen jener Zeit war eben nicht die lahme Vorstellung von einem getrennt von allen menschlichen Kräften abstrakt allmächtigen Gott, sondern es war vor allem Verantwortungsgefühl, Angst für die Zukunft, Gespanntheit auf Gottes Befehl. Davon könnten wir heute viel brauchen.

Ein solche Zeit, wie die, an deren Schwelle wir stehen und deren lebendiges, intensives, inneres Miterleben und Miterleiden Gott denen schenken wird, die er lieb hat, wird nicht aus Einer Quelle genährt. Dieses Hin- und Herwogen, dieses Stoßen und Gegenstoßen, Zusammenfließen und Abprallen, dieses Sichzusammelnversuchen und Ausschwärmen, dieses Kämpfen hinter jedem Busch, diese Spannungen und Lösungen hin und her, das stammt aus vielen Erdöffnungen und läßt sich nicht auf zwei, drei Formeln ziehen: — obwohl es andrerseits wenig dringendere Notwendigkeiten giebt als die, daß wir die großen Einheiten zu sehen versuchen, um die es sich dabei handelt oder handeln wird.

Und nun eben meine ich, daß unter die Elemente unsers geistigen Lebens, die am tüchtigsten, am meisten treibend, aufrüttelnd und den Blick auf die großen Wogen der Geschichte richtend gewirkt haben und wirken, das Lebenswerk Nietzsches gehört.

Ich denke eine Untersuchung darüber, was wir von diesem Hasser lernen können, dürfte die beste Totenfeier für uns sein. Einige Richtlinien hierfür, wie ich sie sehe, möchte ich zu zeichnen versuchen.

* * *

Hätte sich Nietzsche so zum Christentum verhalten, wie er zu thun des öfteren versprach, hätte er es „auf Eis gelegt“, so hätten wir keinerlei Veranlassung, uns mit ihm zu beschäftigen. Solche Leute haben wir genug. Ihnen nachzulaufen halte ich für etwas vom Allerunnützlichsten und -unwürdigsten. Aber Nietzsche hat vielleicht periodenweise einige Eisblöcke für jenen Zweck zusammen getragen: er ist dann immer wieder mit solchen Feuern der Wut dazwischen gefahren, daß es zu keiner wirklichen Kälte kam. Und das je länger je weniger. Und je mehr er mit Eis drohte, je glühender wurde das Feuer, das er dazu verbrauchte, — bis schließlich die Flammen über ihm zusammenschlugen. „Der Gekreuzigte“ ist sein letzter Brief unterschrieben.

Wie hätte Nietzsche auch sollen um das Christentum herumkommen! Er hatte die Gabe, die Dinge sehr groß zu sehen und war schließlich zu ehrlich, um in der Art unsrer antichristlichen Religionspolitiker die ungeheure Wirkung des Christentums zu übersehen. Und nur dadurch hätte er doch das Christentum können „auf Eis legen“. Im Gegenteil muß man sagen, daß er je länger je mehr es für Alles verantwortlich machte, was er haßte, und das ist so ziemlich Alles, was es giebt. Es ist unsre ganze Kultur und nicht zum wenigsten ihre sozialistische Tendenz.

Ich will hier ganz unerörtert lassen, ob es mehr ein Lob oder mehr ein Tadel für das Christentum ist, wenn unsre ganze Kultur ihm auf die Rechnung geschrieben wird. Ich will nur darauf verweisen, daß eine derartige Erwägung, so umfassend und dazu so tief in die treibende Lebensstimmung hinein verfolgt, wie es bei Nietzsche der Fall ist, ohne weiteres selbst religiösen Charakter trägt. Man kann vielleicht sagen, daß von einer gewissen Bewußtseinshöhe aus Religion genau in dem Maße vorhanden ist, als Fähigkeit da ist, die Kultur in Frage zu stellen. Nicht „die Kultur“ in Bausch und Bogen, sondern die Kultur, die uns umgiebt, also mitsamt den sittlichen Grundsätzen, nach denen wir zu handeln gewohnt sind und die wir für ewige Wahrheiten einschätzen, und mitsamt den besonderen Formen, in denen wir das Christentum vertreten und erleben.

Religion haben heißt schließlich alle Dinge so erleben, daß man ihre Beziehungen zum letzten Tag, zum Weltzweck, zum Weltwillen, zu Gott erlebt. Man ist nicht religiös, ohne daß man sein Leben und Alles, was sich Einem darbietet, als problematisch erlebt. Was sich uns darbietet, was uns begegnet, ist aber in der Form, in der es uns nahe kommt, ja in

*) Der Artikel ist gleich nach Nietzsches Tod geschrieben. D H

der Form, wie es aufgefaßt werden will und wie wir in der That es auffassen, die „Kultur“ unserer Zeit. Insofern wir religiös leben, stellen wir sie unaufhörlich und immerfort in Frage. Religion ist sicherlich in erster Linie Unzufriedenheit mit, Zweifel an der Kultur. Diese Stimmung ist in unseren kirchlichen Kreisen verbreitet genug, leider in einer Form, die ihren religiösen Wert nicht nur zweifelhaft macht, sondern schlechtweg aufhebt. Wir machen uns die kritisch überlegene Stellung zur Kultur dadurch bequem, daß wir den ganzen Gebietsstreifen der Kultur, der uns selbst und unsere Arbeit umfaßt, ausnehmen. Wir verstehen unter Kultur das, was wir nicht sind. Aber wir gehören hinein; wir sind ebenso gut Kultur, Kulturprodukte, Kulturerreger wie das Andre auch; ja — leider sowohl als Gott sei Dank — mehr wie das Andre. Denn Kultur ist doch nur das Leben, wie es durch die Menschen zu Stande kommt, auf deren inneres Kräftezentrum die Religion, in unsrem Falle das Christentum, einzuwirken versucht. Unsre Kultur ist diejenige Weltverklärung, die das Christentum bis jetzt fertig bekommen hat. Unsre Kultur ist das Reich Gottes, soweit es bis jetzt da ist.

Wer diese unsre Kultur als kleinlich, unerfreulich, fade, spießbürgerlich, zu allen großen Blicken, allen tiefen Auffassungen ungeeignet empfindet, der sagt damit, daß das Christentum es bisher nicht verstanden hat, die Menschen innerlich frei, groß, stark zu machen, daß es nicht verstanden hat — oder doch nicht mehr versteht — die Menschen zu erlösen und zu lebendig aus der ewigen Kraft herausfließenden, dem bestehenden Leben, der „Kultur“, all den gesellschaftlichen, konventionellen, sittlichen Vorurteilen und Flachheiten gegenüber schöpferischen Kräften zu machen. Und ich meine: er hat Recht. Er hat Recht, gerade auch auf die im engen Sinne christlichen Kreise gesehen. Sie zeichnen sich nicht durch Tiefe und Weite des sittlichen oder religiösen Verständnisses aus, geschweige nach anderen Richtungen hin. Sie müßten zuerst geweckt werden, falls ohne Bruch und Abreißen aller Traditionen wieder erlösende, schaffende Kräfte herniederkommen sollen; — falls mit ihnen statt gegen sie das geschehen soll, was das Nötige ist: daß ein breiter Strom von Gottheit sich über unser dürstendes Land gießt.

Und hierzu nun meine ich, könnte die starke Herausforderung Nietzsches an das Christentum dienen. Dazu, seine Vertreter zu wecken.

* * *

Ich versuche das deutlicher zu machen und kehre zu dem Satze zurück, daß Religion sicherlich in erster Linie Unzufriedenheit mit der Kultur ist. Durch solche Unzufriedenheit ist ja die bloße Möglichkeit erst da, einen der Kultur überlegenen Standpunkt zu gewinnen, eine Kraft, von der getrieben man an ihr arbeiten kann, arbeiten als ein Religiöser, das heißt als ein Machthaber, schöpferisch, nämlich als „Gottes Mitarbeiter“. Jene erste Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, d. h. eben mit der Kultur, ist das, wovon alle Frommen als von dem „Unbefriedigtsein“, von dem „Suchen“, dem „Sehnen“, dem „Ringen“ wissen, das sie als den Anfang ihres „wahren Lebens“ setzen. Der feste Standpunkt, der erreicht wird, die sichere Kraft ist das, was der Fromme „Glauben“ und „Gewißheit“ nennt. Es lebt Einer religiös, sofern er in seinem gewöhnlichen persönlichen und beruflichen Leben diesen Kampf gegen die ihn umgebende und in ihm selbst herrschende Kultur mit Reinlichkeit und Ehrlichkeit führt. Die Verkündigung, die er zu verkündigen hat, muß aus diesem seinem eignen Leben hervorgehen, dieser seiner eignen inneren Auseinandersetzung mit der Kultur der Zeit, soweit sie ihn berührt, was täglich und stündlich geschieht, sonst ist sie eine Kette von Redensarten. Allermeist nun steht die Sache so, daß die Vertreter des Christentums das dürftige Stück Kultur, auf dem sie gewachsen sind und zu dem sie in näherer Beziehung stehen, für den Standpunkt jenseits der Kultur halten, von dem aus sie die übrige Kultur meistern und zu Gottesreich umschaffen müssen. Da nun dieser eingehegte und vielverzäunte Streifen Land für Christus selbst und damit für infallibel und „suffizient“ gilt, so kann man denken, wie er von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr verarmen und mehr unfähig werden muß, auf das übrige Leben erneuernd und hebend einzuwirken. Immer mehr sinkt er zur geistigen Nahrung für allerunterste Kreise herab, für Wehrlose, Sieche, Krüppel. Und wird so in immer schlimmerem Sinn der Tröster der „geistig Armen“.

Hier nun könnte es für die, die überhaupt noch anders als mit einem dummen Lächeln des Spotts, der Ueberlegenheit und der geistigen Sattigkeit auf Stimmen hören, die von außen kommen, aufweckend wirken, wenn sie vernehmen, daß man ihr Verhältnis zur Kultur auch anders sehen kann. Sie lieben es, der Kultur zu spotten; wie wäre es, wenn sie — ohne es zu ahnen — tiefer in dieser Kultur drin säßen als die, die sie meinen, wenn sie von „Kulturseligkeit“ sprechen? Nietzsche also behauptet: Unsre Kultur ist christlich; die verborgene Kraft unsrer Kultur und ihrer wahrnehmbaren Zukunft ist das Christentum, und das macht es, daß sie so kleinlich, so dürr, so geschmacklos, so winkelhaft, so im Typus der Halbbildung, befangen ist!

Dies ist also das Erste, was uns Nietzsche leisten könnte. Er könnte uns sagen: Ihr steckt mit eurer ganzen Verkündigung an die Kultur selbst in ihr drin, und je weniger ihr das wahr haben und wissen wollt, desto tiefer und heilloser. Wer aber auf die Kultur wirken will, muß über ihr stehen, muß sie und sich in ihr ernsthaft in Frage stellen können.

* * *

Was lernen unsre Theologen nicht Alles. Aber lernen sie irgendwo das Grunddatum, das sie erst zu Führern machen kann, sofern Lernen überhaupt dazu gehört: dies nämlich, daß sie sich die Frage müssen stellen können mit Kaltblütigkeit, mit Härte und mit Ernst: Stehen wir, wenn wir nur tüchtig den Umkreis unsrer christlichen Lehren durchlaufen, damit schon vor Gott, — unmittelbar vor Gott? Haben wir damit schon irgendwo einen Punkt außerhalb der Kultur unmittelbar Auge in Auge Gott erreicht? Haben wir irgendwo eine wirkliche Erlösung, eine Loswerdung der „Welt“ erlebt? Oder brauchen wir das gar nicht? Standen wir jemals jenseits der Kultur, auch unsrer Kulturentwicklung und ihres Gut und Böse? Erst von einem solchen Standpunkt aus könnten wir ja als freie Wähler, als Meister in innerer Herrschaft an der Arbeit in unsrer Kultur teilnehmen.

Lernen ist geistiges Wandern. Ist es nun überhaupt eine richtige Idee, daß die religiösen Führer des Volkes solche geistigen Wanderjahre hinter sich haben müssen, — sind wir vielgewandert genug, mit viel genug Wegen der Menschengeister bekannt, in viel genug Arten der Gottheit mit Menschen umzugehen erfahren? Nur so doch könnte es einen Wert haben, wenn wir uns für das Christentum entscheiden.

Aber ist es nicht vielmehr so, daß man uns mit Gewalt von den Gedanken losriß, die uns erstmal zu der Freiheit bringen könnten, in der wir sein müßten, ehe wir lehrend wirken können? Es ist so, als habe das Christentum nicht das geringste Selbstvertrauen, und als müsse es übermenschenhohe geistige Schranken um seine Diener errichten. So bringt man sie vielleicht zur blinden Treue und zur Routine, aber nicht zur — Religion!

Es ist vielleicht etwas vom Allerinnersten, Allerintimsten des unglücklichen Geistes, der in Nietzsche dahinging, daß er ein Wanderer war, ruhelos und unstät, heimatlos, heimatsuchend wie das unselige Volk, von dem er sich so gern herleitete, mit dem er sich so gern identifizierte. Indem er aber so mit einem fragenden Blick unsrer Kultur ins Auge sah und sich voll Grauen abwandte, ist wohl er selbst heimatlos und draußen in der Kälte und im Frost geblieben und erstarrt, aber uns sollte er nicht vergeblich angeredet haben.

Bonus

Mehr Dürer

„Mehr Dürer“ hat der Kunstwart neulich gefordert all der süßlichen Schwächlichkeit gegenüber, die unsre religiöse Kunst zur Zeit mit leidiger Gewohnheit beherrscht, und die Christ-

liche Welt, die für ihr Gebiet aus demselben Geist herausgeboren ist wie die treffliche Hüterin deutscher Kunstpflege, hat reichlich Ursache, den Ruf laut für die Reihen ihrer Freunde und Leser zu wiederholen: Mehr Dürer!

In meines Vaters Arbeitszimmer waren die Wände mit den besten Holzschnitten und Kupferstichen des großen Meisters bedeckt; so bin ich unter ihnen aufgewachsen, und sie sind mir vertraute Weggenossen geworden. In jenem reichgeschmückten hohen Raume der Dresdner Gallerie, in dem das Meisterwerk der italienischen Kunst thront, Rafaels Sixtinische Madonna, habe ich oft genug mit ehrfürchtigem Schauern der Bewunderung geweilt; aber Dürers Bilder, wie sie schlicht im schlichten Raume hingen, habe ich von Kind auf mit Liebe anzusehen gelernt als die rechte Kunst für deutsches Haus und Wesen. Und so sollte es allenthalben sein, wo die deutsche Reformation als Etwas angesehen wird, das deutscher Art doch eher entspricht als italienischer Humanismus; denn wie sich der Geist des italienischen Humanismus verkörpert zeigt in den Schöpfungen Rafaels, so lebt und webt die Seele der deutschen Reformation in den Werken Dürers.

Aber es ist leider nicht so, sondern der Tagesgeschmack verlangt, daß man vor der Kunst Rafaels — das wäre am Ende nicht schlimm, aber auch vor der all seiner Nachbeter und Nachtreter bis in unsere Gegenwart hinein mit verzücktem Augenaufschlag in „himmlischen" Gefühlen schwelgt, und daß man den deutschen Meister einen guten Mann sein läßt, der ehedem vielleicht seine Bedeutung gehabt, uns aber Nichts mehr zu sagen habe, da ihm doch ein recht häßliches „Schönheitsideal" eigen gewesen sei. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie einst ein kunstverständiger alter Oheim seinen mit allen Mitteln deutscher hoher Schulen „gebildeten" Neffen in schier andächtiger Stille eine Reihe Dürerscher Blätter vorlegte, und einer von ihnen dann in naivster Offenheit bat, ihm doch zu sagen, was an solchen Bildern eigentlich schön sei und worin ihr hoher Kunstwert bestände. Er sprach damit doch nur offen aus, was Unzählige heimlich denken und nur nicht zu äußern wagen, weil sie fürchten, sich damit vor dem Richterstuhl der Kunstgeschichte etwas zu blamieren. Aber im Grunde ihres Herzens klingt die gleiche verwunderte Frage wieder: wie man so Etwas schön finden könne. Denn „schön" sind doch nach hergebrachter Meinung nur Bilder mit schönem Fluß der Linien, mit wohl erwogener Gruppierung der Gestalten, mit wohlgebildeter Form und anmutigem Ausdruck der Gesichter, das heißt im Grunde: Alles, was weich und süßlich ist. Aber wie können diese krausen Linien, diese eckigen Gestalten, diese knittrigen Gewänder auf Meister Albrechts Bildern „schön" sein?!

Ja, sie sind eben doch schön, das Schönste, was deutsche Art und Kunst je gebildet hat; nur daß wir die Schönheit nicht allein in der äußeren Form der Linien suchen sollen, sondern in dem, was durch diese Formen an seelischem Inhalt ausgedrückt wird. Um das zu begreifen, bedarf es freilich keiner lehrhaften Unterweisung durch Andere, wohl aber des eigenen guten Willens und unbefangenen Urteils. Man versuche es, sich zunächst einmal los zu machen von allerlei angelernten Geschmacksurteilen, und sehe nicht mit dem durch italienische Kunstweise verbildeten, sondern mit dem eigenen deutschen Auge diese Dürersche Blätter an. Zugegeben: sie werden euch nicht gleich lebhaft ansprechen. Das geht aber auch Jedem so, der einmal das Wesen der Reformation an der Quelle lernen will und sich darum in Doktor Luthers Schriften vertieft. Da klingt die Sprache zunächst so fremd, die Worte sind derb und die Sätze kraus; aber wer sich liebend immer mehr hinein versenkt, der wird bald genug von dem Geist, der aus diesen Blättern weht, so überwältigt, daß er das Vergängliche, das durch die Zeit Bedingte und Beschränkte gar nicht mehr wahrnimmt, sondern nur Luthers große fromme Seele; und das ist die eigene deutsche Seele in ihrer besten Gestaltung. So sollte man es auch mit Albrecht Dürers Blättern machen. Es nützt nichts, sie mit den flüchtigen Augen der Gegenwart eine Sekunde anzuschauen, um sie dann enttäuscht rasch zur Seite zu legen. Sondern es gilt bei ihrer Betrachtung auszuharren, immer tiefer in sie hineinzudringen, so lange treulich zu warten, bis sie Einem Etwas sagen werden, und bald genug wird die Seele widerstandslos gefesselt sein und durch sie das Auge, und mit steigender Bewunderung wird der Beschauer gewahr, wie aus diesen Bildern ihm eine so mächtige Größe und ein so tiefer Ernst, eine so wuchtige Glaubenskraft und eine so innige Herzenswärme entgegenstrahlt, daß er ergriffen bekennen muß: das ist deutsche Art, ist Fleisch von meinem Fleisch, Geist von meinem Geist! Und wer das einmal erkannt hat, dem graut es fernerhin vor all der anmutigen Kraftlosigkeit und der süß-verzückten Weise der heutigen religiösen Modekunst. Dafür lernt er aber auch die religiösen Gegenwartskünstler besser verstehen und lieben: Gebhardt, Uhde, Klinger; und er vermeidet die elenden Verurteilungen dieser Männer, wie sie gerade in „christlichen" Kreisen zum guten Tone gehören.

Also zurück zu Dürer! Hier sind die starken Wurzeln unserer Kraft für die religiöse, für die deutsche Kunst. Nicht ihn nachzuahmen, aber ihn zu erkennen und ihn zu verstehen und aus seiner Art neu zu schöpfen gilt es. Der Deutsche und Protestant, der bisher nur gar zu gern fremden Kunstgöttern dient, aber das heimische Wesen, die urdeutsche fromme Weise Dürers nicht begreift und liebt, mag recht gelehrt und sehr gebildet sein, kunstverständig ist er nicht. So wird es als der Anfangsgrund aller religiösen Kunsterziehung zunächst gelten müssen: Mehr Dürer! Mehr Verständnis für ihn, mehr Liebe zu ihm, mehr Kraft und Geist von ihm! Und willkommen ist Jeder, der bemüht ist, diesen treuen Meister seinem Volke wieder nah und näher zu bringen. Knackfuß thut das mit Geschick in seiner mit Nachbildungen Dürerscher Werke überreich geschmückten Monographie*); noch weit besser thut es neuerdings der Erlanger Oberbibliothekar Zucker in seiner Schrift**), weil er darin bei der Darstellung Dürers vor allem Gewicht legt auf die Fragen des inneren Werdens und Lebens, wie sie uns Freunde der Christlichen Welt zu beschäftigen pflegen; auch ist die Auswahl Dürerscher Werke mit besonderer Umsicht getroffen und ihre Nachbildungen sind tadellos. Wer dieses Buch liest, muß den Meister der Reformation verstehen und lieben lernen. So mögen wir in unseren Kreisen diesen Weg zu Dürer gehen. Es ist ein schöner Weg zu einem herrlichen Ziele. Und somit allewege: „Mehr Dürer"!

Richard Bürkner

Selbstanzeigen

Praktisches Christentum im Rahmen des kleinen Katechismus Luthers. Ein Hilfsbuch für den religiösen Jugendunterricht in Kirche und Schule, ein Lehr- und Erbauungsbuch für evangelische Gemeindeglieder von O. Pfennigsdorf. Zweiter Teil. Der christliche Glaube und das Gebet des Herrn. Dritte neubearbeitete Auflage. 264 Seiten. Broschiert 3,60 Mk.

Die Erfahrung, daß der Katechismusstoff herkömmlicherweise oft viel zu rein lehrmäßig, abstrakt und dogmatisch Konfirmanden und Schülern dargeboten wird ohne Rücksicht auf die modernen Zeitmächte und Zeitbedürfnisse, veranlaßte mich zu dem Versuch, im „Praktischen Christentum" den gesamten Katechismusstoff in stete Beziehung zu dem kirchlichen und religiösen Leben der Gegenwart zu setzen. Das Buch will so eine notwendige Ergänzung bringen zu allen vorhandenen Katechismusbearbeitungen, und zwar nach der praktischen Seite hin, indem es auf die religiösen und kirchlichen Bedürfnisse unsrer Zeit eine weitgehende Rücksicht nimmt und es versucht, auf der Grundlage des Katechismus alle diejenigen religiösen und kirchlichen Aufgaben, Fragen und Einrichtungen in unsrer Kirche zu behandeln, ohne deren Verständnis ein evangelischer Christ unfähig ist, am kirchlichen Leben seiner Gemeinde sich zu beteiligen. Denn wir stehen unter dem Zeichen des evangelischen Gemeindeideals, das von uns fordert, in den Dienst der Gemeinde alle in ihr vorhandenen Kräfte zu stellen. Für dieses Ziel will vorliegendes Buch als ein Hilfsbuch in der Hand des Geistlichen und Lehrers den religiösen Jugendunterricht fruchtbringend gestalten helfen, aber auch reiferen Christen sich anregend und förderlich erweisen. Um diesen religiösen und kirchlichen Bedürfnissen der Gegenwart zu dienen, ist Folgendes erstrebt: 1. Schärfung des geschichtlichen

---

*) Künstler-Monographien von H. Knackfuß. Velhagen & Klasing. Band 5: Dürer. 136 Seiten, 127 Abbildungen. 3 Mark.

**) Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 17. Jahrgang. Albrecht Dürer von M. Zucker. Halle, Niemeyer, 1900. 184 Seiten, 66 Abbildungen. 6 Mark.

Blickes für das spezifisch Christliche des Neuen Testaments im Unterschied vom Alten Testament (bei aller Würdigung seines bleibenden Wertes auch für uns Christen) und ferner für das evangelische Christentum, wie es in unsrer Kirche Gestalt gewonnen hat. 2. Scharfe Unterscheidung und Abgrenzung gegen alles nicht evangelische Wesen, wie Materialismus, Katholizismus und Intellektualismus im Protestantismus. Der evangelische Glaubensbegriff sollte daher hier noch mehr, als es bisher geschah, seiner intellektualistischen Einseitigkeit entkleidet und gegen die katholische Gesetzlichkeit gesichert werden. Aus demselben Grunde ist aller dogmatische Schematismus fernzuhalten oder zu beseitigen versucht, um nicht über den schlichten, religiösen Gedankeninhalt des Evangeliums hinauszugehen. 3. Liebevolles Verständnis für die religiösen und kirchlichen Formen, in denen das evangelische Christentum zur Erscheinung kommt, und praktische Anleitung zu einem gesegneten Gebrauch derselben. Wenn das Buch zugleich als „ein Lehr- und Erbauungsbuch für evangelische Gemeindeglieder" bezeichnet ist, so erhebt es nicht den Anspruch, ein Erbauungsbuch in dem uns geläufigen Sinne zu sein, wie es unsre Gebets- und Andachtsbücher sind. Aber es will an seinem Teil die evangelische Erkenntnis bereichern und vertiefen und die evangelischen Wahrheiten, wie sie in unsrer Kirche Gestalt gewonnen haben, evangelischen Christen lieb und wert machen. Mancherlei dankenswerte Anregung habe ich hierzu sowohl durch das treffliche Buch „Unterricht im Christentum" von Professor D. Bornemann, wie durch des Generalsuperintendenten D. Kaftan „Auslegung des lutherischen Katechismus" empfangen. Die allgemeine Zustimmung zu dem Grundgedanken und den leitenden Gesichtspunkten des Buches läßt erwarten, daß es auch in seiner neubearbeiteten Gestalt sich manchen Freund gewinnen wird. Will es doch nur ein bescheidener Versuch sein, auf der Grundlage des Katechismus eine den praktisch religiösen und kirchlichen Bedürfnissen unsrer Zeit dienende Handreichung zu bieten.

Dessau Oskar Pfennigsdorf

Verschiedenes

Missions-Litteratur

Die Ursachen der chinesischen Wirren und die evangelische Mission von Karl Maus, rheinischer Missionar. 80 Seiten. Kassel, Ernst Röttger und Missionshaus Barmen. 40 Pfge., in Partieen billiger. Verfasser weilt nach dreizehnjähriger Wirksamkeit im Süden Chinas in der Heimat, in Elberfeld. Den Inhalt seiner Broschüre bilden zum großen Teil die schon im Reichsboten erschienenen viel beachteten Artikel. Das Büchlein ist eine treffliche Ergänzung und Erweiterung zu Warnecks „Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse". Im ersten Teil, „Abwehr" überschrieben, werden folgende fünf Hauptanklagen und Verleumdungen der protestantischen Mission gründlich und glänzend widerlegt: 1. Die evangelischen Missionare kennen die chinesischen Verhältnisse und die Sprache nicht. 2. Sie gehen in religiösem Uebereifer treiberisch vor. 3. Es fehlt ihnen die Diskretion ihrer katholischen Amtsbrüder. 4. Sie verletzen die heiligsten Gefühle der Chinesen und veranlassen, wenn es zur christenfeindlichen Reaktion von Seiten der Chinesen kommt, Strafexpeditionen 2c. 5. Die chinesischen Christen taugen nichts. Der zweite Teil handelt von den wahren Ursachen der Wirren. Es sind dies innere, d. h. solche, die in den chinesischen Zuständen selbst begründet sind, und solche, die von außen auf China gewirkt haben. Die Darlegung ist klar und zuverlässig. Besonders beachtenswert ist, was Verfasser über Reform und Reaktion sagt. In einem Schlußwort spricht er aus, daß durch die Wirren in China der evangelischen Christenheit die große Aufgabe der Predigt des Evangeliums und der praktischen Liebesthätigkeit nur dringender als je ans Herz gelegt wird. Es folgen noch einige Beilagen: 1. Mission oder Eisenbahnen und Bergbau? 2. Die Mission und die Verträge. 3. „Räubergeschichten", d. i. Proben, wie die französischen Priester in China wirtschaften. 4. Aus dem Bericht des römischen Missionspaters Stenz im Ostasiatischen Lloyd. Es handelt sich um den Bau der „Sühnekirchen" seitens der römischen Katholiken. (Man vergleiche hiezu auch einen interessanten Artikel der Westdeutschen Zeitung Nr. 203: Bericht des römischen Missionspaters Georg Maria Stenz über die Missionsthätigkeit des Bischofs von Anzer, Herrn von Brandt, dem früheren Gesandten in Peking, zu gefälliger Kenntnisnahme überreicht und für Jedermann mit erläuternden protestantischen Anmerkungen versehen von Christian Germanus.) 5. Ein wörtlicher Auszug aus La voce della verità, betitelt: La vera causa della tragedia Cinese. Es ist, wie Warneck bereits sagte, die Quittung Roms an Deutschland für dessen Protektion der katholischen Mission. Das muß man lesen!

Die Missionspflicht des evangelischen Deutschlands in China. Von Missionar Pfarrer Paul Kranz. Zehnte Flugschrift des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Berlin, A. Haack. 18 Seiten. Von demselben: Die Mitarbeit aller Christen an der Mission. Missionspredigt. Heidelberg, Evangelischer Verlag. 16 Seiten. Beide Schriften des den Lesern der Christlichen Welt bekannten Verfassers behandeln das gleiche Thema. Die Flugschrift enthält den Hauptinhalt eines Vortrags, den Pfarrer Kranz vor der Nassauischen Provinzial-Missionskonferenz am 29. August 1900 hielt. Auch Kranz weist die Angriffe auf die protestantische Mission als unwahre und nur mangelhafte Kenntnis des wahren Sachverhalts bekundende Verleumdung zurück. Höchst beachtenswert ist, was er, Flugschrift Seite 4, sagt: „Wenn man der Mehrzahl der Chinesen im Innern des Landes die Wahl stellen würde zwischen der Anwesenheit von protestantischen Missionaren und der Anwesenheit von katholischen Bischöfen und Priestern, von Diplomaten und Konsuln, von Eisenbahn- und Bergwerks-Ingenieuren, von Syndikatsvertretern und von Kriegsschiffen, so zweifle ich keinen Augenblick, daß die Wahl zu Gunsten der protestantischen Missionare ausfallen würde. Die Majorität der einigermaßen gebildeten Chinesen ist doch geistig nicht so beschränkt, daß sie nicht begreifen könnte, wer das wahre Wohl der Chinesen aufrichtig im Auge hat und wer nur eigne Vorteile von China erlangen will." Und Seite 6: „Im Urteil der Chinesen hat nicht die evangelische Mission die ausländische Politik, sondern vielmehr die ausländische Politik die Mission verdorben." Die Missionstheorie, die Kranz vertritt, die Art und Weise, wie er von der Aufgabe und dem Ziel derselben spricht (Flugschrift Seite 8, Predigt Seite 7—11), erinnerte mich lebhaft an die Ausführungen des seligen Fabri. Jedenfalls hat Kranz die Bibel für sich, auch legt die Erfahrung der Gegenwart Gedanken wie die, die er entwickelt, nahe. Aber Warneck bezeichnete es seiner Zeit als verhängnisvoll, daß die Missionare ausgesandt würden mit der Idee, nur kleine Auswahlgemeinden zu sammeln im gegenwärtigen Aeon und den Andern nur eine gründliche Evangeliumsanerbietung zu Teil werden zu lassen. Christianisierung der Völker, Bildung von heidenchristlichen Volks- und Nationalkirchen, das war und ist wohl auch heute noch das Ziel, das Warneck vorschwebt. Wer selbst in der Arbeit gestanden hat, begreift indessen, wie ein Mann von solcher religiösen Wärme und Innigkeit und von solchem Enthusiasmus für die Mission wie Kranz gerade in dem von ihm dargelegten Standpunkte Trost und Beruhigung, Kraft und Freudigkeit findet. Uebrigens tritt gerade bei Kranz in jedem Wort, das er schreibt, das Eine klar hervor, daß er in wahrhaftiger Einheit des Glaubens und Geistes mit allen Missionaren aller evangelischen Missionsgesellschaften steht. Für Manche, die den Verein, dem er angehört, in dieser Hinsicht nicht für voll ansehen, dürfte es eine Ueberraschung sein, dies aus seinen Schriften zu lernen.

Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission. Vortrag gehalten von Professor D. Adolf Harnack auf der Generalversammlung des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins am 26. September 1900 in Hamburg. 14 Seiten. Berlin, Haack. 30 Pfge. Der Vortrag handelt von der Pflicht und dem Zweck der evangelischen Mission, sodann von ihrem Umfang und ihren Beschränkungen, weiter von den Mitteln der Mission und endlich von der Rückwirkung, die sie auf unser eignes Christentum in der Heimat ausüben soll. Vergl. Nr. 40.

Unsre Mission in China. Predigt am 4. Sonntag nach Trinitatis 1900 gehalten in der St. Nikolaikirche zu Hamburg von Hauptpastor D. C. Grimm. 12 Seiten. 30 Pfg. Der Reinertrag ist für die Einrichtung des Krankenhauses in Tsingtau bestimmt. Hamburg, Grefe & Tiedemann. Die Predigt berücksichtigt die gegenwärtigen Wirren in China und die Anschuldigungen der protestantischen Mission. Thema: Unsre Mission; wer schützt sie? was bewegt sie? wie sollen wir Alle mit Mission treiben?

Des Herrn Weg in China. Predigt über Ev. Matth. 8, 23—27 am 4. Sonntag nach Trinitatis in der Stadtmissionskirche in Berlin gehalten von Adolf Stoecker. 12 Seiten. 2. Auflage. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. Thema: Des Herrn Weg ist im Sturm.

China und die Missionare. Eine wahre Beantwortung der Frage: Wie hat Europa sich an China verschuldet? und Was ist Europa China schuldig? Nach einem Vortrag, gehalten in Hamburg, von Pastor H. Coerper. 42 Seiten. 20 Pfennige. Zu haben bei dem Deutschen Zweig der China-Inland-Mission in Hamburg-Uhlenhorst, Schenkendorffstraße 31. Verfasser, bis vor Kurzem in Straßburg am Diakonissenhaus, steht jetzt in Hamburg als Pfarrer und Lehrer im Dienst der China-Inland-Mission. Er erhebt nicht den Anspruch, ein Kenner Chinas zu sein, bringt aber in der äußerst interessant geschriebenen Broschüre nur zuverlässiges Material. Er behandelt die Frage: Was hat China? Was fehlt China? Haben wir ein Recht, China die Kenntnis Jesu Christi vorzuenthalten? Ist es nicht trotzdem (angesichts der Anschuldigungen) unsre Pflicht, zu unterlassen, Mission zu treiben? Welches sind die wahren Ursachen der Wirren? Weshalb werden die Missionare und die Christen ohne Unterschied gemordet, und weshalb werden die evangelischen Missionare immer wieder als Hauptschuldige genannt? Was braucht China jetzt? Wir können die Broschüre nur empfehlen; Niemand wird sie ohne reichen Segen lesen. E R Eichler

Die Alkoholnot wird oft unterschätzt. Die Gefahr ist groß, und jeder Volksfreund sollte an seinem Teil mithelfen im Kampfe wider die Trunksucht. Eine warmherzige, beherzigenswerte Denkschrift an das deutsche Volk möchte ich nennen: Fritzsch, Das Wirtshaus eine Volksgefahr. Stuttgart, Belser, 1899. (Zeitfragen 178). 64 S. 1 Mk. Nachdem die Nützlichkeit des Wirtshauses an sich anerkannt ist, werden die finanziellen, gesundheitlichen, sittlichen, gesellschaftlichen, politischen, religiösen Gefahren gezeigt, dann gefragt: wie konnte sich das gegenwärtige Wirtshaus zu einer solchen Volks-

gefahr auswachsen? und endlich Regierung, Kirche, Pfarrvereine, Innere Mission, Schule und alle Einzelnen zur Mithilfe im Kampf aufgerufen. An die Pastoren insonderheit wendet sich Ubbelohde, Alkoholnot und Landeskirche. Hannover, Stephansstift, 1900. 46 S. 20 Pfge. Ein offenes Wort über die Not, die Mitschuld der Kirche, die Pflicht der Pastoren, dazu Charakterisierung der im Kampf stehenden Vereine. Die Empfehlung an die hannoverschen Pastoren, dem blauen Kreuz beizutreten, scheint mir nicht billig zu sein gegenüber dem Mäßigkeitsverein. Wegen der zahlreichen praktischen Winke ist das Heft jedem Pastor sehr warm zu empfehlen. Gute Dienste wird Jedem, der helfen will, leisten Kommerell, Aerztliches über das Trinken. Hildesheim, Mäßigkeitsverlag, 1899. 42 S. 30 Pfge. Klar und nüchtern legt der Verfasser die Wirkung des Alkohol auf den menschlichen Organismus dar, reißt dem täglichen „soliden“ Trunk die Maske der Harmlosigkeit ab und schließt mit den Worten: wer sich nicht ganz enthalten und doch keinen Schaden leiden will, der trinke nicht alle Tage, trinke nicht reichlich und niemals die starken geistigen Getränke. Noch strenger urteilt Oberstabsarzt Matthaei in Danzig, Die Schädlichkeit mäßigen Alkoholgenusses (Leipzig, Tienken, 1900. 32 S. 50 Pfge.) auf Grund genauer ärztlicher Untersuchungen über die schädlichen Wirkungen auch kleinster Alkoholgaben.
Danneil

Wohnungsnot. Da das Interesse für diesen Notstand auf dem Karlsruher Kongreß neu geweckt ist, weisen wir auf einige Schriften hin, die eine genauere Orientierung über den Notstand und die Ziele der den Notstand bekämpfenden Vereinigungen gewähren. Ueber den Verein „Reichswohnungsgesetz“ orientiert Kamp: Die Wohnungsnot und ihre Abhilfe durch ein Reichswohnungsgesetz. Frankfurt, Alt, 1900. 58 S. Der Vereinsbericht über das zweite Geschäftsjahr zeigt, daß wirklich aus allen Volkskreisen Mitglieder gewonnen sind. Eine Sachverständigen-Konferenz soll demnächst konkrete Vorschläge machen, damit sich die Regierung dem Wunsche des Reichstags gemäß mit der Angelegenheit befassen kann. Einen vorzüglichen, lebhaft geschriebenen Ueberblick über die ganze Frage bietet Dr. med. Kurella, Wohnungsnot und Wohnungsjammer, ihr Einfluß auf die Sittlichkeit, ihr Ursprung aus dem Bodenwucher und ihre Bekämpfung durch demokratische Städteverwaltung. Frankfurt a. M., Hülsen, 1900. 74 S. 1,20 Mk. Einen lehrreichen Querschnitt hat man in der Spezialuntersuchung über Die Wohnungsverhältnisse der ärmsten Klassen in Frankfurt am Main und ihre Reform durch kommunale Fürsorge. Nach den Ergebnissen einer statistischen Erhebung des Frankfurter Mietervereins im Jahre 1898. Frankfurt, Hülsen, 1899. 56 S. 1 Mk. Wenn man von diesem Gang durch Jammer und Not zu dem warmherzigen Artikel von Professor Tiede, Das Wohnhaus des Arbeiters eine Erziehungsstätte (Berlin, Sittenfeld, 1900. 8 S. Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen 1900, 9) mit den anziehenden Bauplänen kommt, erscheint einem wohl sein Plan wie Zukunftsmusik. Wirklich Einhalt kann der Wohnungsnot erst dann gethan werden, wenn dem dunklen Treiben der Bodenspekulanten ein Ende gemacht ist.*)
Danneil

Neue Schriften des Evangelischen Bundes. 1. Nun endlich ist das seit 1896 geplante Liederbuch des Evangelischen Bundes erschienen. Druck und Ausstattung ist gut, der Preis (30 Pfge, in der Buchhandlung des Ev. Bundes von C. Braun in Leipzig) niedrig, die Auswahl der Lieder vortrefflich. In vier Gruppen: „Geistliche Lieder, Bundeslieder, Vaterlandslieder, Volkslieder“ sind sie geordnet, ein Register ist beigegeben, die Anfänge sind zum bequemeren Auffinden gesperrt gedruckt. Wir freuten uns, manchem Liede zu begegnen, das durchschnittlich in Volksliederbüchern sich nicht findet, so dem Zwingliliede: „Herr, nun selbst den Wagen halt!“ und dem altniederländischen Sang: „Wir treten mit Beten vor Gott den Gerechten.“ Wenn wir einen Wunsch aussprechen dürfen, so wäre es der, Nr. 42 den „Landesvater“ („Alles schweige!“ rc.) zu streichen — er ist zu sehr studentisches Sondergut geworden, und zwar wertes Sondergut, das wir den Studenten lassen sollten — und Geroks „Wittenberger Nachtigall“ nicht nach der Melodie: „Steh ich in finstrer Mitternacht“ — sie scheint mir zu profan und abgedroschen für das herrliche Lied — sondern nach Luthers: „Vom Himmel hoch da komm ich her“ singen zu lassen; diese Melodie hat sich uns in Tübingen auf einem Bundesfeste als sehr wirkungsvoll erprobt. Endlich noch ein kurzes Wort zum Titel; er ist ungeschickt: „Liederbuch des Evangelischen Bundes zum Gebrauch bei außerkirchlichen Veranstaltungen.“ Wir beanstanden das Wort „außerkirchlich“; was gemeint ist (außerhalb des Kirchengebäudes stattfindend), sieht man bald, aber auf den ersten Blick, auf dem Titelblatt, in unsrer Zeit, in der von „außerkirchlichen“ Bestrebungen in ganz anderem Sinne oft die Rede ist, wirkt das Wort mißverständlich. Warum nicht einfach: „Liederbuch des Evangelischen Bundes“? Der Inhalt spricht von selbst für seinen Gebrauchszweck.

2. Gleichzeitig mit dem Liederbuch gingen uns zwei Heftchen eines neuen Unternehmens des Evangelischen Bundes zu: Wartburghefte für den Evangelischen Bund und dessen Freunde (erscheinend im Bundesverlage, das Stück zu 10 Pfg.). Es sind kurze geschichtliche Skizzen und Ueberblicke über den Lauf des Evangeliums in der Welt. Die mir zur Besprechung vorliegenden Hefte behandeln „Die evangelische Bewegung in Frankreich“ (von Johannes Lachenmann) und „Pius IX. und Wilhelm I.“ (Verfasser ist nicht genannt) in knapper, gut orientierender Weise. Die Bildnisse von André Bourrier, Pius IX. und dem alten Kaiser sind beigegeben. Bis jetzt sind zehn Heftchen erschienen; sie können für Zwecke volkstümlicher Belehrung durchaus empfohlen werden. Möchten sie an ihrem Teile mithelfen zur Weckung und Stärkung des protestantischen Bewußtseins!
W Köhler

Kleine Mitteilungen. Recht im Feuilletonstil, darum nicht allzu ernst zu nehmen, aber doch charakteristisch, plaudert Jemand in der Frankfurter Zeitung Nr. 293 einer Londoner Schauspielerin nach: wie eine Stadt entsteht — nämlich im nördlichen Alaska, unweit Klondyke — eine Stadt von Goldgräbern — es ist die Leistung eines Tages: früh nur Zelte von Eskimos, Fischernetze und Fische zum Trocknen aufgehängt, abends ist die neue Metropole vollkommen gegründet — und nun kommt eben das Charakteristische:

„Am selben Abend bekam die Stadt auch ihre öffentliche Meinung. Sie richtete sich zornig gegen die Missionare, die die lungenkranken Eskimos wie Schafe dahinsterben ließen und ihnen Traktate und Bibeln gaben statt Nahrung und Medizin. Daß außer den Wildgänsen und Eskimos auch Missionare dagewesen sind ante urbem conditam, ist oben nicht gesagt, aber das versteht sich ja von selbst, die sind ja jetzt überall, wo demnächst etwas los ist. Die wilden Goldgräber brachten am ersten Tage gleich diesen kranken Eingeborenen praktische Hilfe; das war der schönste Anfang der neuen Metropole.“ (Die Sperrungen wie in der Vorlage).

Prachtvoll! Kein Missionsfeind hätte eine bessere Satire schreiben können auf die Missionarshetze von heute. Diese Goldgräber, die mit einem Male den Eskimos das praktische Christentum bringen, das ihnen die Missionare bisher vorenthielten! Einfach köstlich!

Von der jahrhundertelangen treuen Liebesarbeit und Kulturarbeit, die mit unsäglicher Selbstverleugnung christliche Missionare gerade unter den Eskimos gethan haben, hat das Publikum, das sich an dergleichen amerikanischen Geschichten ergötzt, natürlich keine Ahnung.

Das Totenfest verlegt. Die jüngsten Tage brachten drei merkwürdige Nachrichten: die bischöfliche Mißbilligung der christlichen Gewerkschaften, das Geldgeschäft des Grafen Posadowsky mit den Großindustriellen zu Gunsten der Zuchthausvorlage, und die Verlegung des Totenfestes im Großherzogtum Hessen. Ueber die andern beiden Ereignisse ist von der Tagespresse so viel geschrieben, daß wir es uns sparen können. Das dritte geht uns besonders an. Wenn das Darmstädter Landeskonsistorium zu Gunsten des großherzoglichen Geburtstags den Totensonntag verlegt, so läßt sich für diesen Beschluß sagen, daß wir Evangelischen kein Tagewähler sind, und daß wir gewiß die Freiheit haben, das Gedächtnis unsrer Toten zu feiern, wann wir wollen. Ich weiß nicht, wie es in Darmstadt steht: in Frankfurt a. M. war und ist der Allerseelentag die populäre Totenfeier und der protestantische Totensonntag kaum beachtet. Aber wenn denn doch eine evangelische Kirche ihr Kirchenjahr hat und mit gutem Sinn der letzte Sonntag im Kirchenjahr für unsre Toten fest bestimmt ist, so begreifen wir nicht, warum der großherzogliche Geburtstag nicht mit dem entsprechenden Ernst sollte gefeiert werden können und wie man der Kirche zumuten konnte, zu verlegen. Was ist die Folge? Aergernis, Aufregung, Protest, Wirrwarr. Welch peinliche Aufgabe für die Pfarrer, wenn der Beschluß nicht zurückgenommen wird, am 18. Totenpredigt zu halten. Die Laien werden, sofern das Fest Sitte geworden ist, nicht daran denken, die Verlegung mitzumachen. So ist unter allen Umständen Beides geschädigt: Die Ehrfurcht vor der „Kirche“ und die vor dem Fürstenhause.

Warnung. Es scheint, daß die in unserm Inseratenteil oft wiederholte Anzeige von Ferd. Otto in Weimar: „Vom Guten das Beste“ nicht reell ist. Wir warnen vor Einsendung des Betrags. Zwei Einsender berichten, daß sie für ihr Geld ohne Ware geblieben sind. Das Inserat findet selbstverständlich keine weitre Aufnahme.
R

An unsre Buchhandel-Abonnenten

an unsre Inserenten und Mitarbeiter

Leider ist die seit dem 1. Oktober eingerissene Unordnung noch immer nicht gehoben. Wir stehen vor einem Rätsel. Ein Transport, der dreiviertel Jahre sich ohne Schwierigkeit absolut pünktlich vollzogen hat, versagt mit einem Male ebenso pünktlich. Obschon sowohl von Marburg als von Leipzig aus die Verwaltung des Güterbetriebes zur Rede gestellt ist, war bis heute — 25. Oktober — irgendwelche Aufklärung nicht zu erlangen. Die hiesige Güterexpedition verfügt nicht einmal über einen Fahrplan der Eilgüterzüge, der über Bebra, d. i. über den Bezirk Kassel, hinausreichte! Auf die in Leipzig erhobene Beschwerde scheint aber eine höchst langwierige Untersuchung eingeleitet zu sein, sodaß von einem Ergebnis bisher auch noch Nichts verlautet.

Bis in diese Misere Licht gebracht und Abhilfe gesichert ist, werden wir uns natürlich so einrichten müssen, daß wir auf jedes

*) Soeben erschien eine weitere wichtige Veröffentlichung: Die Wohnungsinspektion und ihre Ausgestaltung durch das Reich. Von Hans Freiherrn v. d. Goltz, Göttingen, Vandenhoeck. 104 Seiten, 1,50 Mark. Wir kommen darauf zurück.
D H

Vertrauen zur regelrechten Güterbeförderung verzichten. Leider empfiehlt sich dazu als das sicherste Mittel dies, daß wir den Druck der Nummer am Sonnabend statt am Montag beenden. Wir bitten unsre Auftraggeber, etwaige Inserate deswegen in nächster Zeit früher an uns gelangen zu lassen als sonst, ebenso unsre Herren Mitarbeiter, Korrekturen möglichst rasch zu erledigen.

Der Verlag

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Rosenau, Dienstag 6. November 5 Uhr: Das Christentum der Gefangnen.

Südharz. Dienstag 13. November nachmittags 2½ Uhr im Hotel Schneegaß: Besprechung von Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums.

Theologie!
Großes antiquarisches Bücherlager
Katalog gratis
v. Zahn & Jaensch, Dresden,
Waisenhausstr. 10

Soeben erschien im Verlag von Eugen Strien in Halle a. S.:

Christenlehre
auf Grund des
Kleinen Lutherischen Katechismus

Hülfsbuch
zur Erteilung des Confirmandenunterrichts und zum Selbstunterricht von Erwachsenen
von
D. Willibald Beyschlag

Geheftet M. 3,50; gebunden M. 4,50.

Dieses Hülfsbuch, welches der Verfasser seinen Schülern in Pfarramt und Candidatur widmet, ist hervorgewachsen aus dessen vierzigjähriger Leitung des katechetischen Seminars an der Universität Halle. Es ist nicht dazu bestimmt, dem Confirmanden in die Hand gelegt zu werden, sondern es soll wesentlich als Hülfsmittel für den Lehrer und den den Confirmandenunterricht erteilenden Geistlichen dienen, und zwar nicht zu formeller Anlehnung, sondern zu freier Anregung und nachdenkender Vorbereitung auf den Unterricht. Daneben war es dem Verfasser ein lieber Gedanke, vielleicht manchem zu dienen, der nicht zu lehren hat, wohl aber selbst lernen und die Mängel und Lücken seines einstigen Religionsunterrichtes ausfüllen möchte.

Engelswerk
C. W. Engels
in **Foche** bei Solingen-K.
Grösste Stahlwaarenfabrik mit Versand nur an Private

Preisliste (4000 Nrn.) umsonst und franko!

Knabe von 9—10 Jahren zur

Miterziehung

neben gleichaltrigem Knaben findet liebevolle Aufnahme in christlicher Familie auf dem Lande.

Hauslehrer im Hause. Schöne waldreiche Gegend, gesunde Lage. Anfr. unter **D S** bef. d. Exp. d. Bl.

Die Summe der christlichen Lehre

Im Selbstverlag von **Pastor Quistorp-Schwerinsburg, Vorpommern**, franco 60 Pfg. geb.

Sowohl ein Confirmandenbüchlein: als auch ein Wegweiser für Erwachsene. Nach vieler Theologen und Laien Urteil, der „weitesten Verbreitung wert."

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Hrsg. von Prof. D. A. Schlatter und Prof. D. H. Cremer. IV. Jahrg. 1900. (Preis des Jahrg. von 6 Heften 10 M.)
5. Heft: **Daxer,** Lic. Dr. Georg, **Der Subjektivismus** in Franks „System der christlichen Gewißheit." Ein Beitrag zum Verständnis seiner Theologie. 2,20 M.

Brockes, P. Ferd., **Quer durch Klein-Asien.** Bilder von einer Winterreise durch das armenische Notstandsgebiet. Mit Vorwort von Gen.-Sup. D. Braun in Berlin. Mit 138 Abbildungen. 4 M., geb. 5 M.

Dalton, H., Aus dem Leben einer evangelischen Gemeinde. 3,60 M., geb. 4,20 M.

Dörpfeld, Fr. W., **Katechismus für Väter u. Mütter.** D. Luthers Unterweisung über der Eltern Würde, Pflicht und Arbeit. (Abdruck aus dem X. Bande der Ges. Schr.) 30 Pf.; 10 Ex. 2,50 M.; 50 Ex. 10 M.

Horbach, Pfr. em., **Offener Brief an Herrn Bischof v. Anzer** über die Stellung der Mission zur Politik, zugleich eine Denkschrift an die deutsche Regierung. 1 M.

Richter, P. Paul, **Theodor Fliedner** und die Zukunft der weiblichen Diakonie. 50 Pf.

Cremer, Prof. D. H., **Bibelstellen- und Sachregister** zu **„Die paulinische Rechtfertigungslehre"** 1. u. 2. Aufl. Ausgearb. von Pfr. Ernst Kappeler. 50 Pf.
Die **Rechtfertigungslehre** mit **Register** kostet geb. 8 M.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1629
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Nr. 43. Deutsche Evangelische Landeskirchen: 13. Generalversammlung des Evangel. Bundes 2; Aus Elsaß-Lothringen (Einweihungen und Grundsteinlegungen; Schäffer †; Ein neues kirchliches Fest; Konfirmandenheim); Zur Konfirmationsfrage (Gegen Graf Zieten; Generalsuperintendent D. Braun) — Römische Kirche: Aus der katholischen Kirche Elsaß-Lothringens (Katholische Fakultät; Mietzer Bischofsstuhl; Wachsen des Protestantismus); Unterrichtsprobe der Schulbrüder — Heidenmission: Rheinische Mission — Anzeigen

Tropon hat den fünffachen Nährwerth von Fleisch.

TROPON
schafft
MARK UND KRAFT.

Troponwerke Mülheim-Rhein.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg